Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 12 Leipzig, den 21. März 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Durch Jesus Christus erlöst: 2. Aus Gnaden allein — Ueberlieferung und Kritik — Der Angriff auf die Lehrfreiheit. Von einem Laien. Mit Nachwort des Herausgebers — Etwas vom Predigen. Erste Hälfte — Erinnerungen an Moritz Carriere — Glück. Zweiter Teil von Professor Dr. Carl Hilty — Verschiedenes: Wozu verpflichten uns die Gebetsverheißungen des Herrn?; Gott mit Dir!; Am Pilgerstabe; Glaubenskämpfe und Friedenswerke; Zu dem Artikel über die Sprache Kanaans; Der Streit um Basel und die Brüdergemeine; Moderne Legendenbildung — Erklärung der Redaktion — Der Quartalwechsel — Anzeigen

Durch Jesus Christus erlöst

2. Aus Gnaden allein

Ob jemand Verständnis für das Christentum als Religion hat, das kann man an nichts so sicher erproben wie an seiner Stellung zu dem Wort Gnade. Der Gedanke Gottes und die Verehrung Gottes finden sich in gewissem Grade in allen Religionen; die Höhe bildet die christliche Religion nach ihrem evangelischen Verstand, die in Gott die Liebe, die Gnade erkennt. Was uns als gläubige Christen von den edelsten und ernstesten unter den Ungläubigen trennt, ist recht eigentlich der Besitz dieser uns teuersten, jenen fremden Wahrheit.

Wir werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, sagt Paulus Röm. 3, 24. Gnade ist mehr als Liebe, oder besser gesagt, eine besonders große Offenbarung von Liebe. Gnade ist Liebe, die man in keiner Weise verdient hat: man hätte vielmehr das Gegenteil verdient, nämlich Zorn. Und Gnade ist Liebe, die bei aller Herablassung zu uns sich nichts vergiebt, nichts aufgiebt von der Heiligkeit, die ihr eignet, sondern unter Aufrechterhaltung aller ihrer heiligen Ansprüche und Zumutungen sich dennoch erbarmt, zuvorkommt und alles in die Hand nimmt.

Solche Gnade Gottes, die alles macht und alles in allem sein will, erfahren wir vornehmlich auf zweierlei Weise.

Einmal als Sünder. Ich nehme an, wir haben Erkenntnis der Sünde. Der eignen zum wenigsten. Eine sittliche Weltordnung, ein höherer heiliger Wille ist uns aufgegangen durch die Erscheinung Jesu Christi, der zu uns gesagt hat: Ich bin die Wahrheit! Folge du mir nach! Auch von dem allgemeinen Sündenverhängnis dämmert uns etwas, und wir fangen an, das Entsetzliche dieser Thatsache zu empfinden. Durch diese Sündenerkenntnis sind wir schon unendlich bevorzugt, sind schon mit starkem Arm emporgehoben über die blinde Menge, die in lauter Selbstgefälligkeit im Kreise treibt. Aber werden wir uns aus dem Sündenjammer, der uns umgiebt, vollends herausarbeiten können? Gott sei Dank, Er thut sein Werk nicht halb. Er zeigte uns nicht unsern Mangel, unsre Schuld, damit wir uns nun aufs ungewisse abquälen, ob wir sie wohl loswerden könnten. Er spricht zu uns: Dir sind deine Sünden vergeben.

Das ist Gnade. Gnade des heiligen Gottes gegen den Sünder. Jeremias hat Jahrhunderte zuvor mit wunderbarer Klarheit den neuen Bund geschaut, den Gott durch Jesus mit seinen Jüngern aufrichten wollte: die Erlösten alle sollen ihn kennen als den gnädigen Gott: Ich will ihnen ihre Missethat vergeben und ihrer Sünde nimmermehr gedenken. (Jerem. 31, 31—34.) Auf lauter Sündenvergebung hat Jesus den neuen Bund aufgerichtet: das Gleichnis vom verlornen Sohne hat er uns erzählt, mit Zöllnern und Sündern hat er Tischgemeinschaft gehalten, für seine Feinde hat er gebetet, seinen Tod hat er als das Lösegeld bezeichnet, mit dem er uns Sklaven die Freiheit kaufen wollte — für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünde. Zur Erkenntnis der Sünde die Erkenntnis der Gnade — wenn das nicht Erlösung ist!

Aber die Erkenntnis der Gnade hat noch einen andern umfassenderen Sinn. Hat Gott seines eignen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Alles Gottes Gabe, alles Zeichen seiner zuvorkommenden Liebe. Und wir in allem Empfangende. Was hast du, das du nicht empfangen hast? Und nichts bleibt uns übrig, als wieder lieben in herzlicher Dankbarkeit den, der uns erst geliebet.

Ein Student, der von aller kirchlichen Ueberlieferung abgekommen war, vertraute einem Professor, der als Säule der Rechtgläubigkeit galt, seine Zweifel an. In der Hoffnung, doch noch im Besitze christlichen Gutes zu sein und daraufhin doch noch als Glied der Kirche Anerkennung zu finden, bekannte er schließlich: Eins nur sei ihm geblieben, das Gefühl einer unendlichen Dankbarkeit gegen Gott. Seine Hoffnung wurde enttäuscht. Das sei nichts, entgegnete ihm kurz der Professor. Der Student ist nach diesem Bescheide seine eignen Wege gegangen.

Unendliche Dankbarkeit! Ob ein frommer Türke, ein frommer Jude, ein frommer Heide sie haben kann? Wundersame Blüten wachsen oft in fremdem Garten. Es kommt ja auch darauf an, wie tief man das Wort „unendlich" versteht. Aber das Christentum ist, kann man sagen, unendliche Dankbarkeit, und wo es die nicht ist, ist es nichts, ist alle Zustimmung zu den erhabensten Kirchenlehren, ist alles sittliche Ringen nichts. Sehr fern mag mancher dem Leben der heutigen Kirchen stehn, hat er sich aber etwas von dieser unendlichen Dankbarkeit gegen die göttliche Gnade bewahrt, die wir in allem spüren, wahrlich, so steht er dem Throne Gottes nahe und darf mit einstimmen in das Lied, das die Erlösten ihrem Gott singen und dem Lamm Tag und Nacht.

R

Ueberlieferung und Kritik

Ich wandle auf weiter bunter Flur
Ursprünglicher Natur;
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Heißt Ueberlieferung, heißt Gnade.

Mit diesen Worten nennt Goethe die beiden Großmächte, von denen der Mensch abhängt. Wenn wir darüber nachdenken, was auf unsre Individualität gewirkt hat, wie wir geworden sind, was wir sind, immer war es in unendlich verschiednen Formen, in der Welt um uns und in der Welt in uns, eines von beiden: Natur oder Ueberlieferung. Morgen und Abend, Frost und Hitze, Hunger und Sättigung, das Sternenzelt über uns und jedes leidenschaftliche Verlangen in unsrer Brust —

immer und überall „Natur, die uns am Busen hält." Aber daneben — von den ersten Antworten, die dem fragelustigen Kinde gegeben werden, durch die Erziehung in Schule und Leben bis zu der Arbeit des Berufs und der Gründung des Hauses — überall ein Anknüpfen und Anwachsen des persönlichen Geisteslebens an das Sein und Wirken vergangner Geschlechter. Alles Lernen hat diese Bedeutung, und der pädagogische Wert der klassischen Erziehung besteht darin, daß diese unverbrüchliche Ordnung des geschichtlichen Lebens schon dem Knaben zum Bewußtsein gebracht und dadurch die junge Seele zur Pietät erzogen wird. Für die geistige Bildung ist diese Verbindung mit der Geistesarbeit der Jahrtausende von so entscheidender Bedeutung, daß der Verzicht auf sie geradezu absurd erscheint, ein Widerspruch des Menschen mit seiner eigensten Natur, sodaß Goethe den „Quidam," der sich rühmt:

> Auch bin ich weit davon entfernt,
> Daß ich von Toten was gelernt,

mit dem nachdrücklichen Worte abfertigt:

> Das heißt, wenn ich ihn recht verstand,
> Ich bin ein Narr auf eigne Hand!

Man pflegt gelegentlich den gesunden Menschenverstand gegen die Ueberlieferung aufzubieten. Aber dieser ist selbst Produkt der Ueberlieferung und ihr Organ. Denn er ist ein Niederschlag der Erfahrung, und durch seinen Namen will er gerade dies bezeichnen, daß nicht vereinzelte Erfahrungen eines Individuums, sondern Erfahrungen der Menschheit seine Autorität begründen. Sein Anspruch knüpft also wie jede andre Autorität an die Vergangenheit an. Ueberhaupt kann der Mensch ebenso gut aus seiner Haut kriechen, wie sich von der Einwirkung der Vergangenheit befreien. Wenn er mit allen Kräften seiner Intelligenz bemüht ist, diese Brücke abzubrechen, sich in seinem Denken und Urteilen zu isoliren, so ist eben dieses Streben, das ihn erfüllt, und die geistige Kraft, die er anwendet, ein Produkt der geschichtlichen Entwicklung, und er ist ebenso von der Vergangenheit bedingt, wie er seinerseits, wenn sein Denken etwas taugt, die Zukunft beeinflussen wird. Goethe nennt diese Macht der Ueberlieferung Gnade. Andre mögen sie einen Fluch nennen. Aber jedenfalls ist sie eine so feststehende Thatsache, daß, wer sich dagegen empört, das Leben verwünschen muß und der Verzweiflung anheimfällt. Es ist der Vertreter des bösen Prinzips, der im Faust die Vererbung von Gesetz und Rechten als eine ewige Krankheit bezeichnet und dem Menschen der Gegenwart zuruft: Weh dir, daß du ein Enkel bist! Wo Freude an Leben und Wirken sein soll, da muß Ehrfurcht vor der Ueberlieferung die Grundstimmung der Seele sein.

Was also die einfachste Selbstbesinnung den Menschen lehrt, das wird in der Kirche zu einem fundamentalen Prinzip des religiösen Denkens. Die Kirche steht in schneidendem Gegensatz zu dem Positivismus, der den Menschen von heute auffordert, seine Weltanschauung nur auf Grund dessen aufzubauen, was ihm die Erfahrung und Beobachtung der Gegenwart an Wahrheitselementen bietet. Denn die Kirche führt ihr Recht zum Dasein auf Ereignisse zurück, die sich vor 1900 Jahren zugetragen haben. In den feierlichsten Bekundungen ihres Glaubens und ihrer Hoffnung beruft sie sich auf die Aussagen der Apostel und Propheten. Ihre heiligste Handlung predigt die unvergängliche Gegenwart des längst Vergangnen: der Gläubige soll sich im Geiste an jenen Tisch setzen, an dem Jesus seinen Jüngern das Brot brach und den Kelch reichte. Aber in der Kirche ist die Tradition nicht nur wie in der Kulturgeschichte der durch die Jahrhunderte sich ergießende Strom des Denkens und Strebens der Menschheit, sondern sie ist bewußtes menschliches Handeln, das eigentliche Lebenswerk der Kirche. Die Kirche hat im Grunde genommen nur zwei Funktionen: Mission und Tradition. Christus soll nahe kommen denen, die fern von ihm sind, räumlich fern oder zeitlich fern. Gehet hin in alle Welt! das bedeutet auch: gehet hin in alle Zeiten!

Es scheint mir ein Mangel der protestantischen Lehrweise, daß dieser universale, allem Glauben und aller Bildung gemeinsame Begriff der Ueberlieferung in der religiösen Unterweisung nicht zu seinem Rechte kommt. Die Reformatoren mußten sich ausschließlich auf die Schrift stützen gegenüber einer späten, unsichern, vielfach mit Absicht gefälschten Tradition. Dadurch ist der große, die Schrift nicht ausschließende, sondern einschließende Gedanke der Ueberlieferung dem protestantischen Volksbewußtsein verloren gegangen. Und doch ist es klar, daß nicht nur die Bibel, wie sie vorliegt, das Werk der Kirche ist, sondern daß sie auch nur als Mittel der kirchlichen Verkündigung recht gewürdigt werden kann. Man denke einmal den Fall, daß die Kirche in ihrem Kampfe mit dem Islam zu Grunde gegangen wäre. Wenn nun jetzt nach mehr als tausend Jahren einem glücklichen Forscher die längst verlorne Bibel in die Hände fiele, würde etwa damit das Christentum wieder hergestellt sein? Keineswegs! Die ganze gebildete Welt würde über dieses Ereignis in Extase geraten, der litterarische Erfolg des Herausgebers würde unermeßlich sein — aber niemand würde auf den Gedanken kommen: was dieses Buch erzählt und lehrt, ist göttliche Wahrheit — und: was darin gesagt wird, das gilt mir. Der Glaube kommt aus der Predigt, d. h. aus der bewußten, gewollten, durch die Autorität der Kirche getragnen Ueberlieferung von Mensch zu Mensch.

Aus der falschen Gegenüberstellung von Schrift und Tradition folgt die der menschlichen Bequemlichkeit so willkommne Lehre, daß zwar alle andre Ueberlieferung der Kritik bedürfe, die in der Bibel fixirte aber nicht. In Wahrheit ist die Kritik ein Teil der Ueberlieferung. Wenn die Kirche ihren Beruf erfüllen will, kann sie sich der Kritik gar nicht entschlagen. Die Feststellung des Kanons ist das erste kritische Werk der Kirche. In der Reformation übt die Kirche eine durchgreifende Kritik ihres Lebens und ihrer Lehre. Wo immer der kirchliche Geist wahrhaft produktiv thätig ist, da nimmt in Wissenschaft und Leben die Kritik eine hervorragende Stelle ein.

Es giebt ein sicheres, niemals versagendes Mittel, um die Geister zu verwirren, die Wahrheit zurückzudrängen und der Lüge den Weg zu bereiten, das ist die Aufstellung falscher Antithesen, die Trennung von Dingen, die zusammengehören. Keiner dieser falschen Gegensätze ist für Glauben und Bildung zugleich so verhängnisvoll, wie der von Ueberlieferung und Kritik. Gerade die Pietät, die Ehrfurcht vor der Ueberlieferung fordert die unausgesetzte Kritik derselben. Nur das Wertlose bedarf der kritischen Betrachtung nicht. Was die Seele unsers Lebens ausmacht, muß mit allen Kräften unsers Geistes, mit allen Mitteln und Methoden, über die die Zeit verfügt, erforscht, aufgeklärt, gesichtet, immer aufs neue von den verschiedensten Seiten beleuchtet werden. Wo immer ein einzelnes Stück der Ueberlieferung dieser pflichtmäßigen, rechtschaffenen Kritik entzogen werden soll, da ist die Ursache niemals Pietät, sondern eine unfromme Absicht, die ihr Objekt in der Gegenwart hat. Ja diese Absichtlichkeit, diese Tendenz kann soweit gehen, die Ueberlieferung zu fälschen, und also einen Akt des Hochverrats zu begehen, dessen sich selbst der ausgelassenste Radikalismus schämen würde. Hat Voltaire oder Strauß, hat jemals ein religiöser Revolutionär so sehr die Ueberlieferung verhöhnt, wie die Kirche, die den Pseudoisidor produzirt hat?

Die Kritik setzt sich nur dann ins Unrecht, wenn sie die Ueberlieferung meistern oder zerstören will, statt ihr zu dienen, wenn sie nicht von der Liebe zur Wahrheit, sondern von der dem Glauben feindlichen Skepsis als Instrument benutzt wird. Das ist allerdings eine Gefahr, der die protestantische Geistesfreiheit ausgesetzt ist. Wir vergessen leicht, daß alle Ueberlieferung und folglich auch die der Ueberlieferung dienende Kritik ein Werk der Kirche ist, daß der Vater, der seine Kinder in die Wahrheiten der Religion einführt, und auch der theologische Professor, der Geistliche bilden will, so gut wie der Prediger auf der Kanzel kirchliche Funktionen ausüben und deshalb der Kirche verantwortlich sind. Wo dieses Bewußtsein lebendig ist, da ist Vorsicht und Zurückhaltung im subjektiven Urteile und stete Rücksicht auf das Verständnis und Bedürfnis der Hörer selbstverständlich. Da wird man auch nicht versucht sein, ein Stück kirchlicher Ueberlieferung, das im religiösen Volksleben noch eine Macht ist, ohne zwingende Gründe und Beweise leichthin zum alten Eisen zu werfen.

Es giebt keine äußern Merkmale, um die positive und die negative, die der Ueberlieferung dienende und die ihr feindselige Kritik zu unterscheiden. Wer das Gefühl für diese Verschiedenheit der Geister nicht hat, dem ist nicht zu helfen. Man kann auch niemandem handgreiflich machen, wodurch sich echte Poesie und gereimte Prosa unterscheiden, eine Bachsche Fuge und das geistlose Machwerk eines gelehrten Kontrapunktisten. Es giebt nur einen Beweis der Wahrheit, das ist der des Geistes und der Kraft.

Ueberlieferung und Kirche sind kongruente Begriffe. Wo der fundamentale, umfassende Gedanke der Ueberlieferung verhüllt ist, da fehlt auch die kirchliche Gesinnung. Es ist freilich verzweifelt schwer, den rechten kirchlichen Gemeinsinn, sozusagen kirchlichen Patriotismus zu haben, wenn man unter der Kirche die Preußische oder die Schwarzburg-Sonderhausensche Landeskirche versteht. Befremdet und zurückgestoßen von diesen Zerrbildern der Kirche, die uns umgeben, sind wir versucht, uns von der sichtbaren, geschichtlichen Welt mit unsern Hoffnungen und Idealen in die vage Unbestimmtheit der unsichtbaren Kirche zu flüchten. Aber die wahre Kirche, die identisch ist mit der Ueberlieferung von Christus, ist historische Wirklichkeit, sichtbar, wenn je etwas sichtbar war, die imposanteste Erscheinung in der Geschichte zweier Jahrtausende. Sie hat die wahre nicht durch Magie, sondern durch Thatsachen vermittelte apostolische Succession. Sie ist fähig, den geistigen und sittlichen Forderungen des Tages zu genügen, ganz modern zu sein, und doch verbindet sie uns auf das innigste mit den Anfängen unsrer Religion, sodaß Paulus und Jakobus uns viel vertrauter sind, unserm innern Leben viel näher stehen als alle spätern und zeitgenössischen Schriftsteller. Und weil wir nur in der Ueberlieferung dieser sichtbaren, geschichtlichen Kirche Gemeinschaft mit Christus haben, deshalb gehören ihr unsre Herzen. Deshalb erklingt es bei uns nicht als die Drohung einer herrschsüchtigen Priesterschaft, sondern als die Erfahrung des gläubigen Gemüts: Extra ecclesiam salus nulla — d. h. mit Goethe gesprochen: Ueberlieferung ist Gnade.

Friedrich Curtius

Der Angriff auf die Lehrfreiheit

Von einem Laien*)

Bis gegen Ende vorigen Jahres war es wohl nur wenigen Lesern unsers Blattes bekannt, daß in Essen unter dem Titel „Licht und Leben" ein evangelisches Wochenblatt erscheint, noch wenigeren mögen die grünen Hefte auch zu Gesicht gekommen sein. Das in einfach frommem Sinn geschriebene Erbauungsblatt hat zweifellos auf die Kreise, für die es bestimmt war, günstig gewirkt. Am Reformationsfest vorigen Jahres haben nun diese grünen Hefte (wöchentlich ein Bogen groß-8°) jene viel besprochne Denunziation gegen die Bonner Professoren gebracht; sie war vom Redakteur Pastor J. Dammann in Essen unterschrieben, erst nachträglich ist auch der Gewährsmann Dammanns, Pastor F. Schlarb in Xanten, mit seinem Namen herausgetreten.

Es widerstreitet dem an unsern Universitäten geltenden Brauch, Aeußerungen, die in den Vorlesungen vorkommen, der Oeffentlichkeit preiszugeben; geschieht dies doch, so gilt es als Indiskretion. Aber vielleicht gilt für Ferienkurse diese Anstandsregel nicht, indem sich unter den Zuhörern solche befinden können, bei denen die akademische Sitte in Vergessenheit geraten ist. Wir wollen mit ihnen darüber nicht rechten. Dammanns Gewährsmann hat über die Vorträge, wie man gern glauben wird, nach bestem Wissen und Gewissen berichtet. Aber daß dies Referat nur ein lückenhaftes sei, daß man sich darnach kein richtiges Bild über den Inhalt der Vorträge machen könne, wäre für besonnene Leser sofort klar gewesen; für den Teil der politischen Presse, der sich mit kirchlichen Fragen zu befassen pflegt, war dies anders, ihm hat auch ein mangelhaftes Referat genügt, ihr Verdikt gegen die beiden Bonner Professoren zu fällen. Der Generalsynodalvorstand, der im Januar dieses Jahres über den Bonner Ferienkursus beraten sollte, hat erklärt, daß ihm ein Urteil nicht möglich sei, so lange die Vorträge nicht im Wortlaut vorlägen. Den Anklägern war dies empfindlich, sie hätten am liebsten sofort gelyncht.

Inzwischen sind die beiden Vorträge, gegen die die Denunziation Dammanns und Schlarbs gerichtet war, im Druck erschienen: Meinholds Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte, und Grafes Neueste Forschungen über die urchristliche Abendmahlslehre. Auch der Nichttheologe wird bei ihrer Lektüre alsbald erkennen, daß es sich hier keineswegs um Ansichten handelt, die von den Vortragenden als eigne Forschungen und eigne neue Entdeckungen den Zuhörern vorgeführt worden wären, sondern daß beide, Meinhold sowohl als Grafe, ganz entsprechend der Bestimmung ihrer Vorträge, im wesentlichen referirend die heute vorliegenden Ansichten andrer Forscher wiedergegeben und nur in Nebenpunkten eigne Ansichten eingefügt haben. Besonnene und ruhige Betrachtungsweise wird ein billig urteilender Leser weder dem Meinholdschen noch dem Grafeschen Vortrag abzusprechen vermögen. Daß, was hier mitgeteilt wird, nicht für unfehlbar hat ausgegeben werden sollen, merkt jeder, oder sollte wenigstens jeder verständige Leser merken, und wenn er auch nur einmal in seinem Leben aus der Entfernung von historischer oder theologischer Forschung gehört hätte. Daß alle Wissenschaft in steter Bewegung ist, auch die der Theologie, kann doch wohl als bekannt vorausgesetzt werden, zeigt sich dies ja selbst in der katholischen Theologie, wie groß auch die Schranken sind, die ihr die Scholastik auferlegt hat. Ob die Ansicht von dem Paulinischen Bericht über die Einsetzung des Abendmahls, die Grafe vertritt, sich viel Beifall erringen wird, bezweifle ich ebenso stark wie Dammann, und über mehr als eine Vermutung Meinholds ließe sich streiten. Wer aber einen solchen Vortrag zu halten hat, vor Männern, die doch schon seit längerer oder kürzerer Zeit im Amte stehen, darf, wie mir wenigstens scheinen will, annehmen, daß er urteilsfähige Leute vor sich hat.

Sieht man auf die Art, wie zunächst Dammann, dann unsre konservativen politischen Zeitungen und die kirchlichen Blätter den Bonner Ferienkurs behandelt haben, so ist ganz besonders betrübend, wie diese Blätter, die doch fast alle von Theologen geschrieben werden oder durch solche ihr Material erhalten, die Sache zu einer rein persönlichen Angelegenheit gegen Grafe und Meinhold zugespitzt haben; es ist dies ein Verfahren, wie es schwerlich in irgend einer andern Wissenschaft sich geltend machen dürfte. Daß die von Meinhold vorgetragnen Ansichten in ihren wesentlichen Punkten auf fast allen deutschen Hochschulen vorgetragen werden, daß man sie auch aus Kautzschs Abriß der Geschichte des alttestamentlichen Schrifttums herauslesen kann, daß so vieles davon schon in de Wettes Schriften und in Winers Biblischem Realwörterbuch zu finden ist, das auf dem Bücherbrett so vieler Theologen und Nichttheologen steht, wissen diese Leute nicht, oder wollen es nicht wissen.

Eine nicht minder betrübende Erscheinung, die sich in dem Bonner Vorgang wieder herausstellt, ist, daß es in den Kreisen unsrer Geistlichen an solchen nicht fehlt, die das, was ihnen auf der Universität geboten wird, ähnlich betrachten wie der Jurist sein Kollegienheft über die Pandekten, als Gedächtniskram. Daß sich immer und zu allen Zeiten Ansichten wissenschaftlich begründet gegenüberstehen, ist diesen Kreisen fremd, und freilich für sie können Ferienkurse nur verwirrend wirken. Es ist bekannt, darüber kann man sich nicht hinwegtäuschen, daß längere Zeit hindurch in unsern Gymnasien der Brauch bestanden hat, daß man auch schwächere Schüler beim Abiturientenexamen zuließ, wenn sie Theologie studiren wollten. Heute ist das glücklicherweise anders geworden, aber unter den Folgen jenes Verfahrens haben wir noch heute zu leiden.

Trauriger noch ist, daß, als die Berichte über den Bonner Ferienkurs an die Oeffentlichkeit kamen, von seiten der kirchlichen Rechten nichts andres zu hören war, als: der Staat oder das Kirchenregiment müsse einschreiten. In geradezu überraschender Weise mußte man sehen, wie sehr unsre Orthodoxie des

*) Artikel und Nachwort waren bereits in der Presse, ehe der Erlaß des Oberkirchenrats (vergl. die heutige Chronik) erschien. Weder der Verfasser noch der Herausgeber sehen sich durch diesen zu einer Aenderung veranlaßt.

wissenschaftlichen Sinnes ermangelt. Daß es sich hier um der Wissenschaft handelt, war für sie gleichgiltig; mit Fragen Protestversammlungen, Unterschriften von Gemeindegliedern, die gar nicht zu wissen brauchen, wozu man ihre Unterschrift verwendet, und jene Vorträge nie zu sehen bekommen, hat man sich geholfen, leider sogar in den Rheinlanden und Westfalen, von denen wir Besseres erwartet hätten. Statt sich mit dem Plan zu tragen, eine theologische Fakultät im Ravensbergischen zu schaffen, d. h. ein Priesterseminar mit römisch-katholischem Drill, hätte man sich in England, in den Niederlanden und anderwärts in solchen Fällen mit Preisausschreiben, mit Stipendien für junge Privatdozenten, Reisestipendien u. a. geholfen.*) Man hat der Vermittlungstheologie und der liberalen Theologie nicht ohne Grund vorgeworfen, daß sie über der wissenschaftlichen Arbeit, zu der sie die jungen Theologen erziehen wolle, nicht selten das praktische Pfarramt als deren künftigen Beruf vergesse; umgekehrt hat Greifswald und in gewissem Sinn auch Erlangen über der Erziehung zum praktischen Amt es an jungem Nachwuchs für die wissenschaftliche Theologie fehlen lassen. Hierdurch sind die Gegensätze so verschärft worden, unter denen wir heute zu leiden haben.

Das evangelische Deutschland kann stolz sein darauf, wie heute seine theologischen Professuren besetzt sind; speziell an den preußischen Universitäten stehen heute eine Reihe sehr tüchtiger Kräfte, die Ministerien Falk, Goßler und Bosse sind hier zweifellos mit großem Geschick vorgegangen, und gerade in Berlin, dessen theologische Fakultät von der Orthodoxie so viel angefeindet wird, steht diese den übrigen Fakultäten der dortigen Universität ebenbürtig und darum hochgeachtet zur Seite. Will man uns die Zeiten wieder heraufbeschwören, in denen Männer wie Karl Lachmann und Moritz Haupt vor ihren Zuhörern nur mit Spott und Hohn von den Theologen reden konnten? Gemeint war natürlich Hengstenberg, dessen Schüler heute in so vielen einflußreichen kirchlichen Aemtern stehen, und dessen Herrschsucht die Bestrebungen Nitzschs und Twestens lahm legte. Und dabei war Lachmann keineswegs ein Verächter des Christentums; ist er doch der erste gewesen, der die streng philologische Methode auf die Textgestaltung des Neuen Testaments angewendet hat, freilich um von den Theologen, wie er selbst oft genug geklagt hat, bittern Undank zu ernten. Es war allerdings die Zeit, in der die weiten Kreise der Gebildeten sich der Kirche entfremdeten, und hierzu hat Hengstenbergs Thätigkeit ihr reichliches Teil beigetragen.

Als vor einigen Jahren die Inspirationslehre mit einer gewissen Vorliebe wieder zum Thema der evangelischen Pastorenversammlungen gemacht wurde, hat sich mancher offen oder im Stillen wundern müssen; als dabei aber zu Tage trat, in welch weitem Umfange heute noch die Verbalinspiration Anhänger besitze, hätte man glauben können, einen Fund aus der Tertiärschicht vorgeführt zu bekommen. Unsre evangelische Kirche nimmt freie Forschung in der heiligen Schrift als ihr Vorrecht in Anspruch. Ob es wohl den Anhängern jener Lehre möglich ist, ohne Bedenken Bücher wie die des trefflichen A. Schneller über das heilige Land zu lesen, eines Mannes, der mit offnem Auge Land und Leute in Palästina angeschaut hat, um diese Eindrücke bei der Schriftauslegung zu verwerten?

Man will der Zügellosigkeit der theologischen Kritik, wie heute das Schlagwort heißt, Schranken anlegen, nicht indem man ihre Ansichten wissenschaftlich widerlegt, sondern indem man ihr genau vorschreibt, womit sich der Professor der Theologie beschäftigen darf; die aber, die heute darüber hinausgreifen, sollen Zerstörer der Kirche, Zerstörer des Christentums sein. Es trifft sich merkwürdig, daß von drei Seiten gleichzeitig die Lehrfreiheit unsrer Universitäten, die bis dahin den Stolz deutscher Wissenschaft gebildet haben, angegriffen wird: Freiherr von Stumm denunzirt die philosophischen Fakultäten, Pastor Dammann denunzirt die theologischen Fakultäten, Dr. Rintelen will mit unsern ganzen protestantischen Hochschulen aufräumen, um eine Lehrweise im Sinne Roms an ihre Stelle zu setzen. Fürwahr, im evangelischen Deutschland haben wir ein solches Schauspiel lange nicht gehabt.

Unsre evangelische Kirche hat eine schwere Zeit durchzumachen. Wie hätte man ihr wünschen müssen, daß Harnack nicht den unseligen Streit um das Apostolikum heraufbeschworen hätte. Daß unsre Kirche des Apostolikums nicht entbehren kann, hätte man auch wohl vor dem mit solcher Bitterkeit geführten Streit erkennen können; daß die zahlreichen Flugschriften und sonstigen Aufsätze über die Auffassung des Apostolikums nichts Neues zu Tage fördern würden, hätte man gleichfalls vorher wissen können. Den Nutzen hat allerdings die Erörterung des Apostolikums gehabt, daß die ernster Denkenden sich wieder einmal die Frage vorlegen mußten, wie sie zu seinem Inhalt stehen. Durch den Ausgang des Apostolikumstreits ist aber noch keineswegs festgestellt, daß eine Neuformulirung des Dogmas heute unmöglich sei; ist doch auch die römische Kirche in unsern Tagen allerdings bei einer ungleich leichtern Aufgabe hiervor nicht zurückgeschreckt; sollte, was der Zeit des Athanasius und Hieronymus möglich war, nicht auch der unsrigen möglich sein? Schwer freilich wird sich ein Mittel finden lassen, wenn selbst eine Neuformulirung zu erreichen ist, dieser auch in weitern Kreisen Eingang zu verschaffen; unsre Reformatoren hätten das vermocht im sechzehnten Jahrhundert, aber wir? An ernsten Aufgaben fehlt es der Theologie unsrer Tage wahrlich nicht, ihre Stellung noch verantwortlicher zu machen, kommt jetzt der Angriff auf ihre Lehrfreiheit hinzu. Besorgt kann man nur der Zukunft unsrer Kirche entgegenblicken. Aber sie hat schwerere Zeiten bereits durchleben müssen. Christus waltet über seiner Kirche und wird sie auch die Gefahren siegreich bestehen lassen, von denen sie heute umgeben ist!

Nachwort des Herausgebers. Es war nicht unsre Absicht, uns zu dem Bonner Ferienkursus weiter zu äußern. Sofern im Rheinland und in Westfalen die Gemüter noch nicht zur Ruhe gekommen sind, steht das dortige Evangelische Gemeindeblatt unter Pastor Berenbruchs Leitung freimütig und fromm auf dem Posten. Für das evangelische Deutschland aber durfte man hoffen, daß das Erscheinen der Vorträge von Grafe und Meinhold das allgemeine Urteil bald in die rechte Bahn leiten würde. Daß die beiden genannten Männer auf dem Bonner Ferienkursus sich irgendwie eines besondern Vergehens schuldig gemacht hätten, diese Verdächtigung ist durch die gedruckten Vorträge als eine vorschnelle und frivole für jeden, der sehen will, erwiesen. Ueber Meinhold handeln wir noch ausführlicher. Grafe hat vor den Pastoren über ein von diesen gestelltes Thema nach dem Stande der gegenwärtigen Wissenschaft und unter bescheidnem Hinzuthun seines eignen Urteils berichtet: dafür kann weder von Staats noch von Kirchen wegen ein Vorwurf ihn treffen. Und wenn man von gewisser Seite geschäftig ist, die Nachricht zu verbreiten, der Evangelische Oberkirchenrat werde seinen Geistlichen den Besuch des nächsten Ferienkursus untersagen, so halten wir es für überflüssig, gegen eine solche Insinuation den Oberkirchenrat und die ihm unterstellten Geistlichen in Schutz zu nehmen.

Obigen Artikel haben wir aufgenommen, weil er aus der Feder eines treu kirchlichen Laien stammt. Es war uns dabei besonders erfreulich, daß er dem Gefühl dafür Ausdruck gegeben hat, mit wie großem Unrecht die Sache „zu einer persönlichen Angelegenheit gegen Grafe und Meinhold zugespitzt" worden ist. Das muß in der That aufhören; eher können wir mit unsern theologisch-kirchlichen Gegnern nicht weiter verhandeln. Sachliche Meinungsverschiedenheiten persönlich austragen wollen, zeugt von keinem guten Gewissen: das sollen sich die merken, die noch immer gegen „die Bonner Professoren" das Wort führen. Allmählich übermannt einen der sittliche Widerwille gegen solche Unwissenheit oder Heuchelei. Die Gegensätze sind in ihrer sachlichen Bedeutung wahrlich tiefgreifend genug, als daß man nach persönlich Schuldigen suchen müßte. Aber das ist die Kampfesweise, vor allem der Kreuzzeitung, die heute zwei Bonner Professoren, morgen einen hessischen Pastor, übermorgen ein neues Opfer auf ihrem Scheiterhaufen verbrennt. Wann werden die ehrlichen und tüchtigen Vertreter einer konservativen Theologie diesen von evangelisch-christlicher Art so wenig verratenden Kampfesgenossen einmal ein ernstes Wort zu sagen den Mut finden? Hoffentlich werden sie wenigstens dafür sorgen, daß bei der großen Beratung wider die Theologieprofessoren in Berlin (am 8. Mai, dem kommenden Bußtage alten Stils) Männer auftreten, die eine wirkliche Kenntnis der gesamten theologischen Wissenschaft unsrer Tage besitzen und darum in das stümperhafte Gerede über „die Bonner Professoren" nicht einzustimmen vermögen.

Vielleicht kann dazu folgende Mitteilung geringen Dienst thun. Je unschuldiger Grafes Ferienkursvortrag sich erweist, desto mehr hat sich vielen die Vermutung aufgedrängt, Grafe müsse in der Diskussion, die nicht gedruckt vorliegt, unerhörte Dinge gesagt haben. Ich habe mir Mühe gegeben, darüber etwas zu erfahren. Besonders klang mir in den

*) Ich meine, man soll diese freie Fakultät auch als geistige Waffe begrüßen, besser als manche sonst mit Vorliebe geführte. Wenn der Versuch zustande kommt, wird er nach den verschiedensten Seiten hin von Interesse sein. D H

hren, daß Grafe etwas gesagt habe von „Gewaltsamkeit ohne gleichen," : sich Paulus Christo oder irgendwem gegenüber habe zu schulden mmen lassen. Man bezog das unwillkürlich auf die Einsetzung des iligen Abendmahls: Christus beabsichtigte keine Stiftung, Paulus mit ner Gewaltsamkeit ohne gleichen machte Christus zum Stifter des akraments. Ich habe bei drei Ohrenzeugen der Bonner Verhand- ngen Erkundigung eingezogen, und zwar bei absolut glaubwürdigen ännern, von denen zwei auch eine durchaus konservative Theologie ben.

Darnach hat Grafe am ersten Abend auf den Einwand, daß aulus seine Anschauung vom Abendmahl schwerlich entgegen der Ansicht r damaligen Kirche könne geltend gemacht haben, erwidert:

Das sei kein zwingender Grund. Paulus habe auch sonst seine eberzeugung mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit aufoktroyirt. Er ver- ochte dies in der unerschütterlichen Gewißheit, daß er nicht seine einung, sondern eine Offenbarung von Christus her vertrete, der auch in Engel vom Himmel, geschweige die um Jakobus widerstehen könnten. n kraft dieser Ueberzeugung stellte er in Antiochien den Petrus zur ede; so konnte er auch auf eine Offenbarung Christi hin seine Meinung ber das Abendmahl der gesamten Tradition ohne Rücksicht auf ihre twaige Herkunft von Jerusalem entgegensetzen. Notwendig aber, ihrte Professor Grafe dann später aus, sei diese Annahme nicht. Bahrscheinlicher sei es, daß Paulus mit seiner Auffassung es Abendmahls nur eine überkommene Tradition ver- reten habe. (Man vergl. den gedruckten Vortrag S. 129. 136.)

Jedenfalls war die obige, viel kolportirte Bemerkung nach dem Zeugnis unsers Hauptgewährsmannes nicht direkt auf das Abend- ahl bezüglich. Sie hatte nach dem ganzen Zusammenhang deutlich en Sinn, daß Paulus nicht von der Tradition der Gemeinde, sondern on direkter Offenbarung sein Evangelium herleitete und aus dieser Gewißheit heraus Gegengründe oft recht gewaltsam abfertigen konnte. Die beiden andern Ohrenzeugen bestätigen das. Sie versichern, daß die ge- brauchte Wendung auf sie durchaus nicht den Eindruck des Verletzenden gemacht habe, können sich allerdings nicht erinnern, ob gerade die Worte „rücksichtslos" und „aufoktroyirt" gefallen sind.*)

Traurig genug, daß man diesen Dingen nachgehen muß, nicht um der Bonner Professoren, sondern um ihrer Verkläger willen. Pastor Schlarb hat in Nr. 578 der Kreuzzeitung einige seiner Mitteilungen zurückgenommen; gleichwohl liest man immer wieder in der Presse, die angeblich für Christus und sein Evangelium gegen die Professoren streitet, alle seine Behauptungen seien aufrechterhalten. (So z. B. die Allg. Ev.-Luth. Kztg. S. 56.) Das ist doch auch einem Freunde der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung zu arg; er schreibt in Nr. 9: „Ich kann dem nicht mehr zustimmen, daß die Beunruhigung der gläubigen Kreise von Meinhold und Grafe verschuldet ist. . . . Sondern die Beunruhigung ist ausgegangen durch die vorzeitige, teils ungenaue, teils unrichtige Berichterstattung des Pastors Sch. und deren wohlgemeinte Ausbeutung durch die Presse, namentlich in Licht und Leben, Reichsboten und Kreuzzeitung."

Und also, liebe Herren Gegner, laßt uns doch von den Sachen handeln und der Personen schweigen. Die wissenschaftliche Lage ist wahrhaftig viel zu ernst, als daß ihr eine Professorenschuld daraus machen könntet. R

Etwas vom Predigen

1

Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, an verschiednen Orten Deutschlands sehr verschiedne Prediger zu hören. Man lernt daraus mehr als aus Predigtsammlungen; die Predigten hervorragender Redner müssen mit besonderm Maße gemessen werden, und die unbedeutenden Predigten liest man nicht.

Ich beginne mit Holstein. Der Pastor, den ich hörte, stand in Ansehen. Kaum hatte er einige Sätze gesprochen, so war ich vollkommen orientirt. Es war eine lutherische Predigt in einer lutherischen Landeskirche. Ich weiß nicht, ob man in Preußen solche Predigten hält, mir als Hannoveraner war dieser Typus durchaus bekannt. Ich fühlte mich angeheimelt, diese Predigt hatte ich vielleicht schon ein dutzendmal gehört. Ich achtete nun darauf, ob irgend ein Gedanke oder irgend eine Wendung vorkäme, die mir neu wäre. Es war nicht der Fall. Der Prediger polemisirte gegen den Unglauben des Protestantenvereins, er betonte die Rechtfertigung aus dem Glauben ohne Werke und die Autorität der Bibel. Es war die lutherische nichtunirte Orthodoxie in nuce. Ich enthalte mich weiterer Bemerkungen. Wer den tötlichen Doktrinarismus solcher Predigten nicht empfindet und verurteilt, den würde ich doch nicht überzeugen.

In einer Stadt von 13000 Einwohnern in Thüringen zählte ich in der einzigen Kirche 106 Kirchleute. Der Superintendent predigte. Die Predigt dauerte 22 Minuten, richtiger 15 Minuten. Denn die letzten 7 Minuten wurden mit einem Gerede hingebracht, das mit der Predigt nichts zu thun hatte. Der Mann hatte sein festes Maß. Ich habe ihn noch einige male gehört, die Predigt dauerte regelmäßig 15 Minuten. Die 22 Minuten waren jetzt vollständig erklärt. Aus unbekannten Gründen hatte der Superintendent am ersten Sonntag seiner eigentlichen Predigt noch einen mir unverständlichen Anhang beigefügt. Aber was bot die eigentliche Predigt? Sie war lediglich eine möglichst breite und oberflächliche Umschreibung des Textes. Der Superintendent war natürlich liberal, und er galt nebenbei für sehr hochmütig und eingebildet. Dies kann ich nicht aus eigner Erfahrung bestätigen, seine liberalen Gedanken aber haben kein Unheil angerichtet, weil er überhaupt keinen Gedanken hatte. Pfingsten war die Kirche übervoll, ich fand nur einen Stehplatz unmittelbar an der Thür. Der zweite Geistliche predigte. Aber der hatte nicht die Gemeinde um sich versammelt. Der Gesangverein, dem die jungen Herren und Damen der Stadt angehörten, wirkte als Kirchenchor. Die Angehörigen genügten schon zur Füllung der kleinen Kirche. Uebrigens predigte der Geistliche einfach und warm. Auch er hielt sich an die in Thüringen vielfach kanonischen 15 Minuten. Der dritte Geistliche wurde von Fremden vielfach für einen Assessor gehalten. Ich habe ihn nur im Theater und im Wirtshause gesehen, wo er mit einem Schauspieler Billard spielte. Ihn predigen zu hören trug ich kein Verlangen. Ein ehrwürdiger alter Generalsuperintendent, der sich hier ab und an bei seinen Verwandten aufhielt, sagte mir, er gehe hier nie zur Kirche. Ich begriff das vollkommen.

Es giebt Leute, die es von jedem als einfache Christenpflicht fordern, daß man die Predigt höre, ohne zu kritisiren. Die Kritik hindere den Segen des Worts. Auch aus einer einfachen, ja aus einer unbedeutenden Predigt könne man manches Samenkorn wegnehmen. Man gehe ja nicht in die Kirche, um diesen oder jenen Prediger zu hören, und das Wort Gottes, wenn auch in schlichtem Gewande, biete jedem, was er bedürfe, wenn er es nur in stiller Einfalt annehmen wolle. Ich will diese Christen nicht tadeln, aber diese Selbstbescheidung dem Pastor gegenüber kann ich nicht als allgemeine Regel gelten lassen. Ist es nicht geradezu empörend, wenn Geistliche im Vertrauen auf die stumme Geduld ihrer Herde das ödeste Gewäsch vorbringen? Nur das dumpfe, stumpfe „Kirchengefühl," gegen das Herder so eifert, hält in vielen Fällen — darüber täusche man sich nicht — die Gemeinden noch in der Kirche fest. Geht es damit zu Ende, hört auch der Kirchenbesuch auf. Ist einem jahraus jahrein in der Predigt nichts Greifbares geboten, nichts, worüber man mit andern oder mit dem Pastor als einfachem Menschen sich weiter unterhalten möchte, so vermißt man die Predigt wahrlich nicht. Und die Predigt bildet doch immer das Hauptstück unsers Gottesdienstes.

„Ich will morgen gegen die Liebe predigen." Mit diesen Worten empfing mich ein befreundeter Theologe, bei dem ich Sonnabend Abend eintraf. Die kleine Kirche war mäßig gefüllt. Aber die Zuhörer waren zum größten Teile gebildete Frauen und, was ich besonders hervorhebe, gebildete Männer. Als Text diente die Erzählung der Apostelgeschichte von dem Streit der Apostel Paulus und Barnabas. Der Prediger hob hervor, daß die christliche Liebe oft in einer Weise zur allgemeinen Regel des Verhaltens gemacht werde, daß schwache energielose Charaktere, ohne Saft und Kraft, mit viel Gutmütigkeit, d. h. Willensschwäche ausgestattet, als die bestveranlagten Christen angesehen werden müßten. Indem er die Si-

---

*) Man vergleiche mit obigen Aussagen das kurze Urteil des D. Adolf Zahn in seinem Pamphlet: Sozialdemokratie und Theologie, S. 5: „Mit Meinhold erklärt Grafe, sein Kollege, daß die Feier des heiligen Abendmahls auf eine Gewaltsamkeit des Apostels Paulus zurückzuführen sei, obwohl (!) derselbe sagt, daß er es von dem Herrn empfangen habe! Ist das nicht zum Erschrecken? Grafe hatte einmal als Student konservative Anfänge, ist aber dann von Weizsäcker vergiftet worden, dem er auch zu seinem siebzigsten Geburtstag gratulirt hat"(!). Trotz aller Personenverklägerei, von der auch dieses Schriftchen voll ist, steht es doch hoch über Kreuzzeitung und Genossen, die immer auf politische Wirkung aus sind und auf höchste und allerhöchste Instanzen Eindruck zu machen sich bemühen.

tuation mit einiger Phantasie, wie es sein muß, ausmalte, zeigte er, wie der feurige, zur Selbständigkeit gereifte Paulus, der, ein großes neues Ziel vor Augen, neue Bahnen einschlagen will, und der bedächtige in gewohntem Geleise verharrende Barnabas nicht mehr zusammen gehen können. Jeder vertritt berechtigte Grundsätze, die aber zunächst nur als Gegensätze von beiden empfunden werden. Darum zuerst der Zusammenstoß, dann die Trennung, zuletzt die gegenseitige Anerkennung des Heidenapostels und der Judenapostel. Diese Betonung der Selbständigkeit eines festen männlichen Charakters war um so wohlthuender, als man dergleichen von einer deutschen Kanzel so selten, ach! so selten vernimmt. In der ganzen Predigt war keine Phrase. Man konnte sich denken, daß der Geistliche in einem Kreise gebildeter Männer und Frauen ganz dasselbe mit denselben Worten sagen würde. Und darin lag das Anziehende und Fesselnde dieser Predigt. Es ist ja bei uns allgemein Sitte auf der Kanzel, Anschauungen, Empfindungen und Urteile als selbstverständlich vorauszusetzen, die in Wirklichkeit bei niemand vorhanden sind. Der Pastor denkt auch gar nicht daran, im Alltagsleben die Menschen so zu finden, wie er auf der Kanzel sich den Anschein giebt. Umgekehrt werden die Maßstäbe des Handelns, die wir bei ernsten tüchtigen Menschen vermuten und auch wirklich vorfinden, auf der Kanzel einfach ignorirt oder als „weltlich" beurteilt.

Am Harz hörte ich wieder eine Durchschnittspredigt. Sie war nicht in besonderm Sinne lutherisch, sie brachte keine Lehre. Sie entsprach den vulgären Anweisungen der Homiletik, o wie unbedeutende Pastoren ihnen zu folgen pflegen. Es war das Evangelium vom Königischen. Die Predigt hatte drei Teile: Grundlegung, Wachstum, Vollendung des Glaubens, und dauerte fünfundzwanzig Minuten. Jeder Teil hatte zwei Abschnitte, im ersten wurde vom Königischen, im zweiten von uns gehandelt. Da auf jeden Teil nach Abrechnung der Einleitung und des Schlusses ungefähr sieben Minuten verwandt wurden, kann sich jeder ein Bild von der Predigt machen. Es wurde ungefähr in drei Minuten die Situation im Hause des Königischen ausgemalt, die Krankheit, die Sorge, der Entschluß, bei Jesu Hilfe zu suchen, Einwendungen dagegen, endlich die Ausführung dieses Entschlusses. Dann wurde in derselben Zeit dasselbe von uns ausgeführt. Die Mutter am Bett ihres Kindes nahm mindestens zwei Minuten in Anspruch. Ich brauche das nicht weiter auszuführen, jeder, der überhaupt zu sprechen versteht, kann eine solche Predigt eigentlich ohne Vorbereitung sofort auf Verlangen halten. Dienlicher wird es sein, auf eine Einzelheit etwas einzugehen. Gleich zu Anfang sprach der Prediger davon, daß uns das Leiden zu Gott führen solle, wenngleich bei manchen das Leiden Murren und Widerspruch gegen Gott hervorriefe. Ich wußte nun schon, daß die ganze Predigt mir nichts bieten würde. Hätte der Prediger gesagt, daß das Leiden zu Gott führe oder auch zum Widerspruch gegen ihn reize, daß es am häufigsten weder die eine noch die andre Wirkung habe, sondern die Menschen einfach schlaff und kraftlos mache, die geistige Spannkraft lähme, sodaß sie unfähig seien zum Guten wie zum Bösen — dann hätte ich aufgehorcht. Ich lege keinen so willkürlichen Maßstab an, wie mancher Leser wohl meint. Der Gedanke, daß das Leiden zu Gott führt, wenigstens führen soll, daß es aber auch oft den sündigen Menschen zum Murren gegen Gott treibt, ist gewiß christlich und auch wichtig. Aber er ist insbesondre seit der Reformation unzählige mal ausgesprochen. So hat man das Leiden immer betrachtet, wenn auch der Pietismus und der Rationalismus diesem Gedanken eine andre Beleuchtung geben als die Orthodoxie. Hierauf will ich nicht weiter eingehen, wohl aber betonen, daß diese Betrachtung des Leidens als eiserner Bestand in allen Erbauungsbüchern und Predigtsammlungen der Gegenwart anzutreffen ist. Hingegen die Auffassung, daß, wie irgend ein physischer Reiz nur innerhalb bestimmter Grenzen eine eigentümliche Empfindung weckt, beim Ueberschreiten dieser Grenzen einfach Schmerz hervorruft, es sich ebenso auf geistigem Gebiete verhält, daß also nur innerhalb bestimmter Grenzen der Mensch als moralisches und religiöses Subjekt sich zu bethätigen vermag, liegt durchaus nicht auf der Oberfläche. Sie ist vor allem in den Predigten und Erbauungsschriften nicht gang und gäbe. Hätte der Prediger diesen oder einen andern Gedanken, der nicht zu den Gemeinplätzen gehörte, ausgesprochen, so hätte ich gewußt, daß er nicht bloß mit Predigten und praktischen Kommentaren sich abgegeben, daß er wirklich mit der Sache selbst ernst und eindringend sich beschäftigt hätte.

Ich würde hierbei nicht so lange verweilen, wenn ich nur sagen wollte, daß dieser Geistliche einen trivialen Satz ausgesprochen hatte. Warum ist denn dieser Satz trivial? An und für sich liegt dem natürlichen Sinn nichts ferner als dies, daß das Leiden religiös oder irreligiös macht. Alles andre ist selbstverständlicher als dies. Warum nannte ich einen so tiefen christlichen Gedanken trivial? Nicht schon deshalb, weil er seit Jahrhunderten oft und mit Nachdruck ausgesprochen ist, sondern weil seine unterschiedslose Verwendung die beschränkte Bildung früherer Jahrhunderte kennzeichnet. Die einfache Bildung kennt nur einfache Gegensätze, die Nuance ist ihr bedeutungslos und in gewissem Sinne unfaßbar. Gut und böse, fromm und gottlos sind die einfachen Kategorien auf religiösem Gebiete. Der Reichtum der modernen Bildung beruht ganz wesentlich darauf, daß wir nicht nur absolute, sondern mit vollem Bewußtsein relative Maßstäbe anwenden. Wir begreifen eine Wirkung erst dann, wenn wir ihre Einheit in der Mannigfaltigkeit tausendfacher Schattirungen vor uns ausgebreitet sehen. Ein Satz ist uns erst dann wahr, wenn wir die Bedingungen, unter denen er gilt, ausdrücklich oder stillschweigend hinzufügen. Hat der Prediger davon kein Bewußtsein, so wird das Beste und Tiefste in seinem Munde zur Phrase. Die weitreichende Herrschaft der Phrase auf der Kanzel beruht zum guten Teile darauf, daß die theologische Bildung unsrer Geistlichen und die homiletische insbesondre größtenteils veraltet ist. So bewegen sich die Geistlichen sehr häufig bequem aber ohne innere Freiheit in traditionellen Geleisen. Das Urteil klingt hart; wer mit den Dingen vertraut ist, wird es bestätigen. Ich habe viele Predigten gehört, bei denen ich im voraus wußte, wie alles kommen würde. Auch moderne Gedanken werden in der Regel nur verwandt, nachdem sie irgendwo in die Tradition aufgenommen sind. Wie so die besten Gedanken kraft- und wirkungslos gemacht werden, will ich noch an dem oben berührten Beispiele zeigen. Die Leiden führen uns zu Gott, wenn wir uns zu Gott erheben. Ein Paul Gerhardt konnte Gott lobsingen, weil er aus der Tiefe zu ihm gerufen hat. Es ist eine hohe hehre Sache, wer davon hört, muß stille werden. Der Herr reicht dem Elenden seine Hand und hebt ihn empor: es ist das religiöse Wunder, das immer wieder neu wird. Was wird aber daraus gemacht, wenn dergleichen als selbstverständliche elementare Wahrheit vorgetragen wird, die „leider" bei manchen Christen noch nicht „im Leben" die nötige Frucht gezeitigt habe?

Ich habe oben die Disposition der Predigt mitgeteilt. Wer in aller Welt ließe sich von profanen Rednern das bieten, was die Geistlichen uns alle Sonntage vorsetzen! Ich nehme an, wir wären dazu verurteilt, alle acht Tage patriotische Reden zu hören, etwa so: Die Liebe zum Vaterlande, 1. ihre Wurzel, 2. ihre Kraft, 3. ihre Frucht; unser Verhältnis zum Vaterlande, 1. was das Vaterland uns giebt, 2. was es von uns fordert; der hohe Wert des Vaterlandes, 1. für das ganze Volk, 2. für den Einzelnen u. s. w. u. s. w. Wer würde nach einigen Wochen noch Lust haben, vom Vaterlande zu hören? Selbst geistvolle Redner würden nur mit Mühe die Langeweile von den Zuhörern fern halten, wenn sie an der Tradition festhielten, immer nur im allgemeinen von der Vaterlandsliebe oder einem ähnlichen umfassenden Begriffe zu reden. Die Pastoren bieten uns durchweg Sonntag für Sonntag das ganze Christentum, immer bleiben sie im Allgemeinen stecken. Auch die soziale Frage wird uns keine Erlösung bringen. Es müßte sonderbar zugehen, wenn ein Pastor nach vier bis sechs Sonntagen nicht die allgemeinen sozialen Wendungen, die er aus seinem Schatze hervorholen kann, an den Mann gebracht hätte. Dann kommen die alten Bekannten wieder, höchstens in anderm Kleid und in andrer Gesellschaft. In Summa: die Predigten sind zu langweilig.

A E

Erinnerungen an Moritz Carriere

Sogleich nach dem Carriere die Augen geschlossen hatte, hat sein Jugendgenosse Karl Vogt im Feuilleton der Frankfurter Zeitung Erinnerungen an ihn zum besten gegeben. Daß da der Verstorbne nur zum Gegenstande des bekannten Vogtischen Humors gemacht wird, kann man sich denken. Zum Schluße findet sich die überflüssige Versicherung, daß beide, wenn sie sich ab und zu noch begegneten, einander längst nichts mehr zu sagen hatten, mit dem Zusatze: aber wir hatten uns doch lieb und sahen uns gern wieder. Man muß das dem Verfasser auf sein Wort glauben, aber es ist auch gut, daß er es sagt, denn daß man in seinem Aufsatz davon etwas merke, ist nicht leicht zu finden. Wen man lieb hatte, dessen Bilde setzt man sonst nicht vor aller Welt ein Paar Eselsohren auf. Auf die Gefahr für Herrn Vogt und seines Geistes Verwandte, wenn sie davon Kenntnis erhalten sollten, ein Teilhaber dieses Schmuckes zu werden, wage ich hier Erinnerungen eines dankbaren Schülers und Freundes vorzulegen.

In der Zeit, da Vogt und Carriere im sogenannten Sonderbunde kameradschaftlich verkehrten, kam ich 1845 als Fuchs nach Gießen. Heute pflegt ein solches Wesen von vornherein nur nach den Fachkollegien zu fragen, sei es, um sie wenigstens zu belegen, sei es, wenn er vor andern Pflichten dazu Zeit hat, sie jetzt bereits zu hören. Damals aber mußte Logik und Psychologie auf alle Fälle belegt werden, und man glaubte wohl zu thun, wenn man damit im ersten Semester begann. Man hatte in Gießen die Wahl zwischen Hillebrand und Schilling; da ich bei Gustav Baur (dem spätern Leipziger Professor der Theologie) eingeführt war, sah ich mich bald entweder von diesem selbst oder den Bekannten aus seinem Kreise für den Privatdozenten Carriere gekeilt und hörte also bei ihm zunächst die Logik. Mir war gesagt worden, bei diesem jungen Manne bekomme man nicht die alte formale Logik vorgetragen, sondern die Hegelische, wo bereits die ganze Philosophie drin stecke. Dies leuchtete mir sehr ein, doch muß ich gestehn, daß zwar die formale Logik in dieser Vorlesung überraschend kurz kam, aber meine Versuche, bei dem Sein, dem Nichtsein und dem Werden mir etwas Wirkliches zu denken, von sehr schwachem Erfolge waren und ich am Schlusse des Semesters von der „ganzen Philosophie" noch sehr wenig Schimmer hatte. Als mich aber im folgenden Sommer Carriere auf die Kunde, ich studire Kuglers Kunstgeschichte, einlud, zu ihm zu kommen und seine kunsthistorischen Kupferwerke zu betrachten, faßte ich ein Herz für den Mann. Mein Schimmer von der Philosophie vermehrte sich nun auf außeroffiziellem Wege. Ich hatte aus dem Vaterhause eine ehrliche Gottesfurcht und ein nicht eben orthodoxes, doch entschieden supranaturalistisches Christentum, das sich von dem in Kirche und Schule herrschenden Rationalismus geschieden wußte, mitgebracht; auch glaubte ich diesen als junger Romantiker verachten zu sollen. Nun ward ich durch Umgang und Lektüre gewahr, daß er in der wissenschaftlichen Welt auch keinen Kredit hatte, aber freilich darum, weil hier die Religion überhaupt für eine zurückgelegte Stufe der Geistesentwicklung und durchaus nicht mehr für eine Angelegenheit von praktischem Interesse galt. Es war die Zeit der Hallischen Jahrbücher; bei der jüngern Generation — und auf diese kam es doch an — führte das Junghegeltum das große Wort, und aus den Kreisen der Naturwissenschaft trat die neue Lehre des Materialismus hervor, die aller metaphysischen Konstruktion den Boden entzog. Sie hatte aber ihren fröhlichsten, witzigsten Vertreter in Gießen selbst in dem Zoologen Vogt, dessen Physiologische Briefe die jungen Mediziner eifrig lasen und darauf mit Genuß die Kunde verbreiteten, das Denken sei nur ein Sekret wie ein andres auch und der Geist nur eine Redensart. Bei mir begegnete alle diese Weisheit der tiefsten Abneigung, weil sie mir das beste Gut des Lebens, ohne das ich nicht leben mochte, zu rauben drohte; doch fürchtete ich, wenn es keine wissenschaftliche Möglichkeit gebe, Gott und die unsterbliche Seele zu denken, werde man eben die übersinnliche Welt müssen einstürzen lassen. Da begann für mich, als ich nach einem Semester in Berlin abermals nach Gießen kam, eine neue Beziehung zu Carriere. Ich hörte nun bei ihm Psychologie; aber was mehr war, ich las seine Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit. Ich hatte bis dahin nichts von ihm gelesen; ich wußte nur, er hätte ein etwas phantastisches Büchlein: Der Kölner Dom und die freie deutsche Kirche geschrieben. Jetzt lag ein stattlicher Band von ihm vor, aus dem mir erst klar ward, was er für mich bedeuten sollte. Carriere war im gleichen Falle wie ich; er war kein bloßer Denktechniker und Fachmann der Philosophie, sondern ein von Grund aus religiöses Gemüt, das in ihr die Möglichkeit suchte, die seinem Glauben notwendigen Ideen wissenschaftlich zu denken. Darum hatte er sich bei dem Hegelischen Absoluten, das erst im endlichen Geist sein selbst bewußt wird, nicht beruhigen können. Er war dem Pantheismus in der Geschichte nachgegangen und hatte gefunden, daß dieser auf der mehr oder minder mystischen Vorstufe der neuern Philosophie, vornehmlich bei Giordano Bruno und Jakob Böhme, in Wahrheit Theismus war, der nur keinen hinter oder über der Schöpfung stehenden und so von ihr begrenzten, sondern einem in ihr sich entfaltenden, darum doch selbst und bei sich selbst seienden Gott verkündigt. Das war es denn auch, was Paulus mit dem Worte auszudrücken schien: In ihm leben, weben und sind wir, und nicht minder, was Goethe mit dem von Carriere so manchesmal gebrauchten Spruche wollte:

> Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
> Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
> Ihm ziemts, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
> Sodaß, was in Ihm lebt und webt und ist,
> Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Zu dieser ursprünglichen Synthese, meint Carriere, die sich dann bei Leibnitz und Spinoza gegensätzlich auseinander that, könne und müsse die Spekulation den Rückweg finden, natürlich jetzt wissenschaftlich nachweisend, was jene Alten begeisterten Schwungs erflogen hatten. Ich, der ich überhaupt nur aus dem religiösen Interesse der Philosophie nahe trat, erfaßte jene Lehre mit unendlicher Freude und mit einem Enthusiasmus der Dankbarkeit für den, der sie brachte. Ich fühlte wohl, daß er den geforderten Rückweg noch nicht wissenschaftlich befriedigend entwickelt hatte; sonst wäre mir ja auch alles, was er sagte, nicht so verständlich gewesen. Ich vermißte bei ihm das dialektische Hantiren mit Abstraktionen, das mir bei dem, was ich von Hegels Philosophie aufgeschnappt hatte, so unheimlich imponirte. Aber ich glaubte der Forderung, die er aufstellte, und ich ehrte die geschichtliche Grundlage, von der aus er es that. Mein Verkehr mit ihm war nun fester begründet; ich erhielt von ihm Anweisung, was ich lesen sollte, um mich in der Sache, die mich ihm verband, besser zu unterrichten, merkte zu meiner Beruhigung, daß es noch mehr solche theistische Philosophen gab, und wagte zu hoffen, daß diese Schule eine neue, das religiöse Interesse befriedigende Aera der Philosophie herbeiführen würde.

Von Carrieres Vorlesungen erwähne ich noch das Publikum über Goethes Faust, das eine große Anzahl Hörer, auch nicht akademische, anzog und festhielt. Ich war schon zu sehr Philologe, um ihm hier in allem zu folgen. Besonders wehrte ich mich gegen die philosophische Analyse von Fausts Glaubensbekenntnis, aus dem Carriere sein eignes heraus zu präpariren verstand. Ein andres Kolleg hieß Rhetorik, bestand aber wesentlich darin, daß die Studenten eigne Vorträge hielten, die dann besprochen wurden, was natürlich die größten Unreifheiten zu Tage förderte und manchem allzu selbstbewußten Jungen vielleicht mehr schadete als nutzte.

Peinlich berührte es mich, als Carriere sich berufen glaubte, in die politische Bewegung, die auf die Nachricht der französischen Februarrevolution ausbrach, als Volksredner einzugreifen. Seine gute Meinung war, den Forderungen, die an die Regierung gerichtet wurden, die patriotische Wendung zu geben, daß eine nun etwa von Frankreich zu befürchtende revolutionäre Propaganda entwaffnet werden möchte. Aber schon sein seltsam ungünstiges Sprechorgan, daran man sich auch im Kolleg gewöhnen mußte, hätte ihn zurückhalten sollen, wenn ihm eine

gewisse Verblendung über die Grenzen seiner Natur, die seinen jüngern Jahren nicht fremd war, so viel Urteil gestattet hätte. Er ward von Vogt, der alles Zeug zum erfolgreichen Demogogen hatte, sogleich ausgestochen und hatte nur Spott davon. Dennoch brachte er es dahin, durch ein tumultuarisches Mandat mit Vogt zu dem sogenannten Vorparlament in Frankfurt entsandt zu werden, wo er ohne Wirkung eine Rede loswarb und in sein Studierzimmer zurückkehrte. Er gehörte zu den vielen guten Leuten jener Tage, die keinen Umsturz wollten, aber meinten, es könne und müsse Hals über Kopf ein parlamentarischer deutscher Bundesstaat über den Kopf zweier Großmächte zu Wege gebracht werden.

Wenige Jahre später trat Carriere, dem es nicht so sehr um ein Wirken im Fach, als auf das Volk zu thun war, mit seinen Religiösen Reden als Popularphilosoph auf. Die Zeit nach 1848 war dem Erfolge wenig günstig. Einerseits stand jetzt Feuerbachs Ruhm auf der Mittagshöhe, und die Leute glaubten, daß die Religion endgiltig Anthropologie geworden und der Metaphysik, die nach Kant noch einmal aufgelebt war, für immer ein Ende gemacht sei; andrerseits war ein neues ernstliches Fragen nach dem alten Christenglauben entstanden, dessen Wiederbelebung vielen als unentbehrliche Vorbedingung einer besseren Zukunft in Staat und Gesellschaft erschien. Versetze ich mich in jene Tage zurück, so bemerke ich bei mir selbst als Frucht der durchgemachten politischen Täuschungen und Enttäuschungen einen ganz neuen, harten Realismus des Denkens, der mich für philosophische Anregungen irgend welcher Art unempfänglich machte. Auf die religiöse Bewegung ging ich eifrig ein, aber im Sinne einer reinen Restauration, die gewissermaßen im Sturm durchzusetzen wäre, ohne mir ferner das Bedürfnis einer spekulativen Vermittlung für die Welt wie für mich selbst zu gestehen. So las ich denn die religiösen Reden, ohne daß sie mir etwas wurden, und Carrieres Einfluß auf mich schien der Vergangenheit anzugehören. Auch von seiner Aesthetik nahm ich nicht viel Notiz, zufrieden, die litterarischen Denkmäler, mit denen ich mich beschäftigte, historisch zu verstehen. Mein freundschaftlicher Verkehr mit ihm währte jedoch erfreulich fort, auch nachdem er seinem Schwiegervater Liebig nach München als Sekretär der Kunstakademie und Professor honorarius gefolgt war.

Ich dachte nun, das Christentum müsse sich ohne viel Zuthun der Theorie am besten praktisch einleben, nahm neben meinen wissenschaftlichen Arbeiten teil am kirchlichen Leben und an Werken der innern Mission in meiner Heimat, wo ich mir den Ruf eines Dunkelmanns erwarb. Ein Buch aber, das so viel von sich reden machte wie der Alte und der neue Glaube des zum Materialismus bekehrten Hegelianers Strauß mußte doch gelesen sein. Es kam mir seicht vor und beirrte mich in meinem Glauben nicht, zeigte mir aber in grellem Lichte den erschreckenden Abgrund, in dem das moderne Denken nun wirklich enden zu wollen schien. Kein Gott, keine Seele, kein freier verantwortlicher Wille; wobei einem noch nicht einmal gestattet sein sollte, sich in den Pessimismus des inzwischen modisch gewordnen Schopenhauer zu hüllen; vielmehr wurde einem zugemutet, zu dem seelenlosen Ding, dem greulichen Mechanismus, genannt Universum, eine Art von religiösem Verhältnis zu haben, indes man sich übrigens mit Aesthetik über Wasser hielte. In der Verstimmung über dieses Buch und seinen großartigen Erfolg, „von Schauerbildern rings den Blick befangen im wüsten Raum beklommner Herzensleere,“ erhielt ich 1877 von Carriere sein neustes Buch, die Sittliche Weltordnung, zum Geschenk. Mit diesem pflanzte er mir zum zweitenmale ein Panier des Trostes auf. Die mir bekannte Weltanschauung fand ich nun mit dem ganzen Ertrage der Naturwissenschaft sorgfältig auseinandergesetzt und nach allen Seiten durchgedacht und konnte wieder der Ueberzeugung leben, daß das moderne Denken doch nicht in jenem Abgrund enden müsse, daß ihm ein lichter froher Ausweg übrig sei. Durch dieses Buch ward mein philosophisches Interesse überhaupt neu erweckt, mein Verhältnis zu dem Verfasser mit neuem Gehalt erfüllt. Auch alternd setzte er unermüdlich und geistesfrisch den Kampf für die große Idee seines Lebens fort in Aufsätzen und kleinen

Schriften, zu denen in den letzten Jahren seine Aufnahme in die bayrische Akademie der Wissenschaften den äußern Anlaß gab; ihre Reihe beschloß erst vor kurzem eine interessante Arbeit über Fichte, worin dessen Vorlesungen über den Beruf des Gelehrten in ihrer Entwicklung von der ersten zur letzten Ausarbeitung geprüft werden und gezeigt wird, bis zu welchem Punkte sich dieser Philosoph der theistischen Anschauung genähert hat.

Die umfänglichste von Carrieres Arbeiten war zugleich die, die den größten Leserkreis fand, das fünfbändige mehrmals aufgelegte populär-wissenschaftliche Werk: Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung, in das er natürlich Gelegenheit fand, Religionsgeschichte und Geschichte der Philosophie hineinzuarbeiten und so auf die Weltanschauung, die er als das Ziel betrachtete, auch geschichtlich hinzuleiten.

Sein eigenstes Gemütsleben hat er in einem Bande lyrischer Gedichte vorgelegt, das zum Andenken seiner frühgeschiednen schönen, liebenswürdigen und feinsinnigen Gattin den Titel Agnes erhielt. Im Familienleben ward er durch Verluste schwer geprüft: der Gattin folgte bald das einzige Töchterchen im Tode, und den späten Lebensabend des Greises trübte der Verlust des einzigen Sohnes, der den Lehrstuhl der Zoologie in Straßburg einnahm und ihm die Sorge für die Erziehung der Enkel hinterließ, die schwer auf den alten Schultern lastete. So tief ihm alles dies zu Herzen ging, vermochte es ihn nie zu beugen. Immer war es die Arbeit, die ihn aufrecht erhielt, bei der ihn auch ein schweres, durch operativen Eingriff unvollkommen gehobnes Augenleiden so wenig hinderte, daß es für minder elastisch angelegte Geister kaum zu verstehen war. Auch blieb er dabei bis zuletzt reisefertig und reiselustig, und man konnte seinem Besuch auf einer Rundreise zu Verwandten und Freunden jährlich entgegensehen. Denn er war in der Pflege dieser Beziehungen von einer rührenden, ich möchte sagen altfränkischen Treue. Sein Charakter war die glückliche Entfaltung einer schönen Naturanlage. Freundlichkeit und Wohlwollen nach allen Seiten kostete ihn nichts. Er lebte rein in der Sache, die er vertrat, getragen von einem edeln Optimismus, der immer glauben, immer hoffen konnte, für den es kein trübes Resignieren gab, kein Anerkennen der einmal verhängten Uebermacht eines Bösen und Verkehrten. Für seine Person hat er nie gestrebt; auch die verzeihliche Schwäche der Eitelkeit, die im Alter so oft unerträglich wird, blieb im Laufe des Lebens mehr und mehr hinter ihm zurück. Als seine Stunde gekommen war, lohnte ihm der Gott der Liebe, von dem er so treulich gezeugt hatte, mit einer wunderbaren, beneidenswerten Euthanasie.*) Ohne Verfall der Kräfte, ohne Krankenlager, durfte er im eigentlichen Sinne des Worts entschlafen.

M. Rieger

Glück

Zweiter Teil von Professor Dr. Carl Hilty. Frauenfeld und Leipzig, 1895. Gebunden 4 Mk.

Manchen Lesern der Christlichen Welt ist vielleicht noch ein kleiner Aufsatz aus einem frühern Jahrgange des Blattes**) in Erinnerung, der ihnen ein Büchlein warm ans Herz gelegt hatte. Es führt den anspruchslosen und doch so vielsagenden Titel „Glück.“ Hoffentlich haben recht viele auf die Empfehlung der Christlichen Welt hin nach dem Büchlein selber gegriffen. Bei solchen, die es schon kannten, hat es gewiß die größte Freude hervorgerufen, als vor wenigen Wochen ein zweiter Teil des „Glücks“ erschien. Möglichst viele zur Lektüre der in den beiden Bändchen enthaltenen wahrhaft erquickenden, willenstärkenden und herzerfreuenden Aufsätze zu führen, ist die Absicht meiner Hinweisung darauf.

Von dem Verfasser weiß ich nicht mehr, als daß er Professor des Bundesstaatsrechts in Bern und vor allem auf dem Gebiete der schweizerischen Politik schriftstellerisch hervorgetreten

*) Dem von den Alten als wichtigstes Glück erbetenen „schönen Sterben.“

**) Vergl. Jahrg. 1893, Nr. 11 und 23.

Doch hat er in zwei kleinern, ebenfalls sehr lesenswerten oschüren („Der ewige Friede“, ferner „Die Aufgabe der aka- uischen Jugend im Kampf gegen den Alkoholismus“) noch ge die Gegenwart viel beschäftigende allgemeine Fragen andelt.

Der durchschlagende Gesichtspunkt Hiltys, besonders in den ffätzen des „Glücks,“ ist der religiöse. Er schaut im Grunde s sub specie aeternitatis.*) Gewiß geht es noch vielen andern eologen wie mir, daß es ihnen einen besondern Genuß ge- hrt, gerade einen „Laien“ über ewige Fragen reden zu hören. ar möchte ich nicht ganz das vielleicht zugleich etwas humo- isch gemeinte Urteil des den Scherz liebenden Eduard Reuß terschreiben, daß der beste Beweis für die Erhabenheit und verwüstlichkeit des Christentums der sei, daß die Theologen noch nicht haben zu Grunde richten können. Dieses Urteil g sein volles Recht haben gegenüber einer Art von Theologie, das Evangelium in die Bande der Scholastik schlägt und s ehrlich historische Denken fast ganz in sich erstickt hat. Doch ja jetzt Gott Lob eine Theologie mit ganz anderm Betrieb auf n Plane und sucht mit Herz und Kopf das Christentum in ner unvergänglichen Wahrheit und Klarheit herauszustellen. och mag immerhin auch da dem Fachtheologen noch manchmal r Blick verschleiert sein, „durch Sachkenntnis getrübt“, wie s einmal paradox, aber nicht ohne Richtigkeit ausgedrückt orden ist. Oft wird er auch, in dieser Zeit des theologischen arteikampfes, durch die Polemik und die Gegensätzlichkeit gegen dre Richtungen fast unwillkürlich in dem freien ruhigen Er- ssen seines Gegenstandes etwas alterirt. Oft mag auch dem lanne der Wissenschaft, dem Gelehrten die unmittelbare, ans erz dringende Frische und Wärme ein wenig verloren gehen. as alles ist bei dem mit der Religion sich beschäftigenden Laien“ anders. Insbesondre wird er mehr als der Schul- eologe befähigt sein, den Suchenden und den Verächtern der Bahrheit diese in der Sprache, überhaupt in dem Gewande arzubieten, das für sie nicht zu viel Fremdes, Unverständliches at, also zum voraus vertrauenerweckend ist.

Und gerade für die Gewinnung der Suchenden und Zweifeln- en, falls sie die idealen Gesichtspunkte nicht ganz verloren aben, halte ich Hilty für besonders geeignet. Nicht durch Ab- üge und Verwässerungen der christlichen Wahrheit erreicht er as, sondern im Gegenteil dadurch, daß er das Christentum, on dem leider nicht ohne Schuld seiner Vertreter so erschrecklich alsche Ansichten im Schwange gehen, als einer, der selbst ge- chaut hat, in seiner ganzen Ursprünglichkeit und mit allen Konsequenzen des ihm sich unterstellenden Lebens und Strebens ur Anschauung bringt. Selten habe ich in solcher Schönheit und Reinheit, mit solcher Kraft und Wärme, mit solch tiefem Verständnis über christlichen Glauben und christliche Sittlichkeit reden hören. Mir sind Hiltys Aufsätze ein Schatz, der mich noch überall hin begleitet hat, ein Jungbrunnen, in den ich mich immer wieder tauche, wenn ich der geistigen Stärkung und Erfrischung bedarf. Diese Macht wohnt ihnen ganz gewiß vor allem deswegen inne, weil der Verfasser mit der Bibel Alten und Neuen Testaments in einer Weise vertraut ist und daraus zu schöpfen weiß, wie man es in nichttheologischen Kreisen sonst nicht leicht finden mag.

Doch möchte ich, anstatt zu viel von persönlichen Gefühlen und Eindrücken zu reden, die ich von Hilty empfangen habe, vielmehr etwas von seiner Auffassung des Christentums und des ihm entsprechenden sittlichen Ideals vorführen, um vielleicht die Lust wachzurufen, ihn selber zu lesen.

Hilty überschreibt sein Buch „Glück.“ Seine Anschauung vom Glück ist, kurz gesagt, daß der christliche Glaube glück- lich macht. Das ist eine durch nichts wegzudisputirende Er- fahrungsthatsache. „Außerhalb des Glaubens gesucht, bleibt das Glück eine unsichere Sache, selbst für die (im gewöhnlichen Sinne sogenannten) Glücklichen.“ Nur wer Frieden mit Gott hat, weiß, was inneres, wahres Glück ist. Wo fängt aber dieser Glaube an Gott an, auf was gründet er sich?

Von allen Gegenständen des Glaubens ist der Glaube an Christus

*) Unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit.

der historisch begründetste, menschlich verständlichste und persönlich als Wahrheit am leichtesten erfahrbar. Christus ist eben die historische Erscheinung, durch die uns Gott mit einer Thatsächlichkeit nahe getreten ist, die sich nicht in einen bloßen Gedankenvorgang oder Schulbegriff auflösen läßt. Es ist vielmehr eine nicht mehr zu beseitigende geschicht- liche Thatsache, daß ein solcher Gesandter Gottes lebte und eine Welt- anschauung verkündete, die sich nun bereits in Millionen als eine innerlich befriedigende ausgewiesen hat und jedenfalls durch keine andre überboten oder auch nur annähernd ersetzt werden konnte.

Und zwar muß der Glaube an Gott, wenn er „hebhaft“ sein soll, der Glaube an einen persönlichen, außerweltlichen Gott sein. Mit einer verschwommnen Weltseele kann der Glaube nichts anfangen. Die Immanenz Gottes ist nur ein andres Wort für Atheismus und Pantheismus. Es ist freilich ganz ver- geblich, diesen transzendentalen Gott verstandesmäßig er- klären zu wollen, denn alles, was transzendent ist, entzieht sich schon durch seine Natur unserm Begreifen. Darum haben auch die sogenannten Beweise Gottes gar nichts, was den mensch- lichen Verstand überzeugen könnte. Aber wenn Gott auch un- erklärlich ist, so ist er doch nicht unerfahrbar. Das Dasein Gottes ist für Hilty (das hat ihn schon der von ihm verehrte Kant gelehrt) eine praktische Frage, eine Frage der praktischen Vernunft; eine Sache des menschlichen Wollens, nicht des Ver- standes. So liegt denn auch der Grund für den Atheismus so vieler mehr auf dem Gebiet des Willens als des Verstandes: sie „sehen ein, daß Gott einmal in die Rechnung des Lebens aufgenommen, ein verzehrendes Feuer für vieles sein würde, was in ihnen besteht, und was sie aufgeben müßten.“

Schon daraus sehen wir, wie für Hilty der religiöse Glaube und das sittliche Leben in engster Beziehung stehen: der rechte Gottesdienst ist ihm das Handeln nach dem Willen Gottes, die Bethätigung der guten Gesinnung in jeder Lage des Lebens. Es ist ein weltfreudiges, tapferes Christentum, das Hilty ver- tritt: feige Weltflucht steht dem Christen schlecht an; vielmehr ist seine Aufgabe, „mitten in der Welt das Panier des Guten aufrecht zu halten und nie an seinem Siege zu verzagen.“ Mut ist das sichere Zeichen eines wirklichen Christen. Als Beispiel dafür wird Luther aufgeführt, an den wir bei diesen Gedanken Hiltys überhaupt stark erinnert werden, ebenso wie in seiner Abweisung einer falschen, sentimentalen Glaubensmystik: des „Lämmleinglücks,“ das mit Christo in Empfindungen sich er- gehen und sich in die göttlichen Gedanken und Anregungen hineinphantasiren will. Auch sonst nimmt Hilty öfters Ge- legenheit, sich gegen falsche Auffassungen des Christentums zu wenden. Ja, er spricht von einer religiösen Reformation, die uns noch bevorstehe: ihre Aufgabe ist, die Menschen loszumachen von jeder bloßen Form: „pünktlicher, buchstäblicher Ge- horsam für alle wirklich göttlichen Gebote, die alle ausführ- bar sind, und gänzliche Verachtung und Ablehnung aller »Menschen- satzungen,« das ist allein der Weg, auf dem jetzt unsre christ- lichen Konfessionen sich neuerdings beleben könnten.“ So erscheint z. B. Hilty als das tröstlichste Wort des Evangeliums das eine große, bedingungslos ausgesprochene: Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen (Ev. Joh. 6, 37). Aber unsre Kirchen — also auch die evangelischen — seien von diesem ein- fachen Bußweg im Laufe der Zeit zum Teil weit abgekommen und behaupten mitunter eine sehr viel positivere Art der Be- freiung von Schuld: entweder durch äußere Handlungen, „gute Werke“ im eigentlichen Sinne, oder wenigstens durch bestimmte, dogmatische Auffassungen der Versöhnung mit Gott, die dann eben auch nichts andres sind als gute Werke, wenn auch theo- retisch, mit dem Verstande vollbracht. So darf man auch den „gedrückten Seelen“ sagen (und wir wissen, eine solche Auskunft ist für viele, insbesondre die Gebildeten unsrer Tage, die Be- freiung von einem wirklichen Druck, ja einem schweren Alp), daß es im Glauben an Christus als den Herrn und Helfer keiner weitläufigen Christologie bedarf:

> Es giebt auch in Wirklichkeit gar keine zuverlässige, sondern Gott kennt allein sowohl die „Natur“ dieses Erlösers, als das Geheimnis der Erlösung durch ihn. Alles menschliche Reden darüber ist seit Jahr- tausenden zur Unfruchtbarkeit verurteilt und hat in Wirklichkeit niemand getröstet, wie auch aller menschliche, aber gutgläubige Irrtum in diesen Dingen allein wohl noch niemand ewig verloren gehen ließ.

Dafür bieten Hilty eine unwiderlegbare Beruhigung die

Worte des Herrn selber, Matth. 11, 27 und 12, 32.*) Die einzige begreifliche Erklärung der Lehre Christi ist ihm, daß das Wohnen Gottes in ihm im höchsten, überhaupt denkbaren Grade statthatte. Mit ein wenig „Herr Herr sagen“ sich um die scharfe Ecke des selbstverleugnenden, den Verzicht auf Genuß, Reichtum, Ehre und Verlaß auf Menschen verlangenden Glaubens herumdrücken zu wollen, ist großer Betrug. Der christlichen Dogmatik schreibt Hilty für die Jugenderziehung nur einen geringen Wert zu. Und wenn er sagt, daß er in seiner Jugend einen geistlosen Religionsunterricht erhalten habe, so war das jedenfalls ein solch vorwiegend dogmatischer, der aus dem lebendigen Gotteswort trockne Verstandessätze herauszupressen als seine Hauptaufgabe ansieht.

Die Regeneration der Kirche muß davon ausgehen, daß „sich allmählich wieder in ihrem weiten Schoße eine solche Schar freiwilliger Elitetruppen bildet, die es mit den Anforderungen des Glaubens ernst und buchstäblich nehmen will.“ So wird sich das Christentum „vorerst wieder im einzelnen und von innen heraus zu einer »unsichtbaren Kirche,« zu einem Reich, das wirklich nicht von dieser Welt ist, ausgestalten.“ In seiner ganzen bisherigen Geschichte ist, ganz entgegen der Absicht seines Stifters, auf die äußere Organisation und Machtstellung zu viel Gewicht gelegt worden. Der katholischen Kirche gegenüber können wir uns dessen trösten, daß äußere Macht und innere Kraft der Kirche immer im umgekehrten Verhältnis zu einander stehen.

Der Kardinalfehler des Christentums, der seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht fortbesteht, ist wohl der, daß dasselbe schon längst keine wirkliche, lebenskräftige Ueberzeugung aller derjenigen, die seinen Namen tragen, sondern nur ein allgemeiner Begriff, gleichbedeutend etwa mit „Humanität“ oder „Civilisation“ ist.

Das Christentum in seiner ursprünglichen Art hat eine große Zukunft vor sich:

Es wird den Platz im Leben der Völker von neuem erhalten. Wir glauben nicht an einen Niedergang oder gar an eine „Selbstzersetzung“ des Christentums, sondern an eine großartige Wiederbelebung desselben. Viele werden vielleicht in nicht sehr langer Zeit zu diesen alten, heute fast verschütteten Wasserquellen kommen, die jetzt noch weit davon entfernt sind, ihren Durst nach einer beruhigenden Lebensauffassung aber nirgends zu stillen vermögen, wo immer sie es versuchten.

Von Hiltys echt „christlich sozialer“ Gesinnung zeugt seine Vorliebe für die untern Stände. Die untern Klassen sind durchweg hilfsbereiter als die obern; sie sind in einzelnen Elementen der wahren Bildung den obern oft geradezu überlegen.

Die einfachen Gemüter und die bescheidnen Existenzen stehen der wahren Bildung innerlich näher und begegnen auf dem Wege zu ihr nicht so vielen und großen Hindernissen, wie die Weisen und Klugen und namentlich die Reichen.

Nicht müde wird Hilty, gegen den Mammonsgeist unsrer Zeit zu predigen. Ihm gegenüber hat der Sozialismus seine gute Berechtigung. Aus der Befolgung der Aussprüche Jesu Matth. 6, 19 und 24 würde sich ohne weitere Mühe die Erledigung der sozialen Frage ergeben. Die weitaus gefährlichste Gegnerschaft der atheistischen Sozialisten unsrer Tage sind die aufrichtigen Bekenner des Christentums, und zwar ist ihnen die protestantische Auffassung des Christentums gefährlicher als die katholische,

Die soziale Frage wird weder durch die Kirche noch durch den Staat gelöst, sondern nur durch die individuelle Liebe unendlich vieler Einzelnen, von denen jeder in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise das thut, was ihm speziell auferlegt ist.

Nur soviel wollte ich herausgreifen aus der Fülle des Lehrreichen und Treffenden, das uns von Hilty geboten wird. Es ist unmöglich, ein vollständiges Bild davon zu geben. Hilty dehnt seine Beobachtung fast auf alle Gebiete des geistigen Lebens aus. Man sieht dabei, wie gut das Evangelium zu brauchen ist, um als Maßstab der Beurteilung auch für die verschiedensten Zweige des modernen Lebens zu dienen. Und überall, auch in kleinen Zügen, zeigt sich Hilty als ein feiner

*) Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.

Und wer etwas redet wider des Menschen Sohn, dem wird es vergeben; aber wer etwas redet wider den heiligen Geist, dem wird es nicht vergeben, weder in dieser, noch in jener Welt.

Beobachter und ein durch und durch klarer Geist. Seine best
Bemerkungen finden sich oft in den Anmerkungen, die freilich d
Leichtigkeit des Lesens ein wenig Eintrag thun.

Nun noch einmal zum Schluß: nimm das Büchlein u
lies es. Laß es dir am besten zur kommenden Weihna
schenken. Ich verspreche es jedem, er wird den Tag segn
an dem er es zum erstenmale in die Hand genommen hat.

Ludwig Henning

Verschiedenes

(Wozu verpflichten uns die Gebetsverheißungen des Herrn
Vortrag von D. H. Cremer, Professor in Greifswald. Güterslo
Bertelsmann, 1891. 40 Pfge.

Wir stehen mitten im fest geschlossenen mechanischen Weltzusamme
hang, mit dessen unerbittlicher Naturgewalt wir zu rechnen haben, u
sie nicht zu unserm Schaden zu erleben. An ihn wären wir rettung
los verkauft, wenn uns in Jesus nicht die Glaubenserkenntnis auf
gangen wäre, daß es noch etwas andres giebt als diesen Zusamme
hang, dessen Schrecklichstes der Zusammenhang der Sünde ist. D
andre, dem Mechanismus der Welt gänzlich heterogene, ist die freie,
barmende, lebendige, handelnde Liebe Gottes. Sie giebt keine tief
Einsicht in den Weltzusammenhang, sondern sie ist etwas völ
von ihm Verschiednes, das Gegenteil alles Selbstverstandes, etw
Wunderbares.

Haben wir aber so Gott in Christus erkannt, dann wissen wir au
daß seine wunderbare Liebe nicht aufgehen kann in den von ihm
setzten natürlichen Ordnungen des Weltzusammenhanges (von des
Ketten sie uns ja gerade befreit), sondern daß sie sich erbitten las
muß. Denn was wäre Liebe, die sich nicht erbitten ließe, die n
forderte, sie walten zu lassen? Jesus ist der Grund der Gewißheit. Dr
sind alle unsre Bitten an Gottes Liebe Gebet in seinem Namen. D
Bittgebet hat die Verheißung, erhört zu werden, Gott beeinflussen
können.

Nun wäre es aber das Verkehrteste, daraus zu folgern, daß G
alles Mögliche und noch etwas mehr gewähren würde, wenn man i
nur in Jesu Namen darum bittet. Ehe der Christ nur daran denken ka
alles Mögliche zu erbitten, ist es seine Pflicht, das zu erflehen, des
er am nötigsten bedarf. Sein erstes Gebetsbedürfnis sind die d
Güter: der Glauben, die Bekehrung, das Wachstum in d
Gnade und Erkenntnis unsers Herrn Jesu Christi. Auf d
gewissen Grunde der Erhörung dieser Bitten werden wir dann a
die Zuversicht haben, alles andre zu erbitten, soweit wir sein
bedürfen. In solch demütiger Anspruchslosigkeit haben wir dann d
Mut, die vierte Bitte des Herrengebetes zu sprechen, ferner die Bi
um Kraft, treu im Kleinen zu sein (welcher Glauben ist größer, u
was ist schwerer, Berge zu versetzen, oder treu im Kleinen zu sein
endlich die Bitte um Kraft im Leiden. Kein Gebet um sogenannte He
wunder! „Was haben alle Wunder Jesu geholfen? Nicht einmal sei
Jünger sind ihm um der Wunder willen, die sie gesehen, treu geblieb
in der letzten Nacht. Würdest du um erlebter Wunder getreu bleiben

Das Gebet um alles, dessen wir bedürfen, wird auch erhört se
Die Gebetserhörung werden wir dann erleben vor allem in den klein
Dingen und dem kleinen Elend des täglichen Lebens (die eigentl
die schweren und großen Dinge sind), nicht in „Prunkstücken
Gebetserhörung.“ Solche den Menschen vorzuhalten ist unpädagogis
ja grausam. Daß aber das Haben dessen, was wir bedürfen, sei
auch noch so dürftig, Gebetserhörung ist, weiß der, der erkannt h
es versteht sich nach dem Naturzusammenhange noch gar nicht von selb
daß ich auch nur das Notwendigste habe. Habe ich es, so geschieht d
durch Gottes freie Gnade, und habe ich es erbeten, so habe ich es
Gebetserhörung.

Als besondre Pflicht legen uns schließlich die Gebetsverheißung
auf: das Gemeinschaftsgebet, die Fürbitte. In unsrer Zeit der sozial
Frage gilt es sozial zu beten um das, dessen unsre Brüder
dürfen, und die Gnade Gottes für sie betend und bittend festzuhalt
daß sie ihnen nahe bleibe. „Brennende Fragen werden nur gelöst du
brennende Herzen.“

F Sch

(Gott mit Dir!) Eine Mitgabe auf den Lebensweg in religiös
Betrachtungen zur Erwägung und Erbauung für denkende, junge Christ
evangelischer Konfession. Zwölfte, vollständig umgearbeitete Aufla
Mit einem Titelkupfer. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Religiöse und ethische Fragen behandelt dieses Buch in gemi
voller, edler, allgemein verständlicher Sprache. Sein Ziel ist, jung
Christen, die an entscheidungsvollen Wendepunkten ihres Lebens steh
ratend und belehrend Halt zu geben in den äußern und innern Kämpf
ihres Lebensweges und ihr evangelisches Christentum ihnen lieb u
teuer zu machen. Diese gute Tendenz, sowie des Verfassers reiche B
lesenheit in der Bibel, in den besten weltlichen, kirchlichen und geistlich
Schriften und Poesien machen einen wohlthuenden auch ästhetisch b
reichernden Eindruck. Der Titelkupfer ist trotz Thumann nicht so re
ansprechend, ich glaube wenigstens, schon schönere gesehen zu habe
Sonst aber ist die Ausstattung schön und des Amelangschen Kunstve
lags würdig.

H K

(Am Pilgerstabe) Gedichte von W. Klose. Leipzig und Brau
schweig, H. Wollermann. 247 S. 3 Mk.

„Denke dir das Leben wie eine lange, lange Straße, die du,

egnet oder schneit, ob die Sonne scheint, oder ob es finstere Nacht gehen mußt, und denke dir am Ende dieser Straße Finsternis, daß eine Hand breit vor dich sehen und nicht wissen kannst, ob die aße wie bisher noch weiter fortläuft, oder ein tiefer Graben sich dir ausbreitet.“ So las ich neulich bei einem Pessimisten, — und n fiel mir dieses Buch in die Hand. Wie ganz anders spiegelt sich die Welt! Kein dunkler Pfad ist es, auf dem wir wandern, nicht cher ist unser Tritt. Gehen wir doch an der Seite des Herrn, der Weg kennt, und der Abgrund, der sich an seinem Ende aufthut, ist Abgrund der Liebe Gottes. Dieser Ton klingt durch das ganze ch. Allerdings ist es etwas ermüdend, auf jeder Seite von Gottes utz und Treue reden zu hören, zweifellos thut der Verfasser darin Guten zu viel, aber wer will es ihm verargen, wenn der Mund rfließt, wo das Herz voll ist? — Die Gedichte sind zum Teil Ge- nheitsgedichte, zum Teil Uebersetzungen aus dem Englischen, Dä- hen und Norwegischen, Sonette u. s. w. Die verschiedensten Vers- ße werden mit Virtuosität gehandhabt; Härten wie „den ganzen ihnachtstag entlang,“ „die Sonne schien noch nimmer“ sind en. Von den Gedichten scheint mir wegen seines Schwunges die ürmische Fahrt“ (S. 56) das gelungenste, von den Uebersetzungen ört das englische „Brüderleins Klage“ zu den tiefsten und zartesten. Eine Bemerkung möchte ich nicht unterdrücken, die sich mir bei der ktüre aufdrängt. Man ist so gern bereit, jedem, der schöne Gedichte machen versteht, das Prädikat Dichter zu erteilen. Dessen würdig werden, dazu gehört aber doch noch ein wenig mehr. Ein Dichter steht shalb über andern Sterblichen, weil die verschiedensten Stimmungen rch seine Seele gegangen sind, und weil er diesen allen Ausdruck zu rleihen vermag. Gerade deshalb scheint Gerok mir ein Dichter, weil auch einmal „Friedhofsstimmen“ in ihrer Trostlosigkeit und Klage ren und nachfühlen konnte. Darum braucht man aber die poetischen arbietungen Kloses nicht zu unterschätzen. Es kann jemand einseitig n und doch auf diesem einen Gebiete das Beste leisten. Pl

(Glaubenskämpfe und Friedenswerke) Bilder und Skizzen von . Friedrich Braun. Stuttgart, C. Krabbe, 1885. 3, geb. 4 Mk.

In diesem Buche liegt eine Sammlung ganz vortrefflicher Auf- tze vor, die zwar schon vor Jahren erschienen, aber noch nicht den eiten Leserkreis gefunden zu haben scheinen, den sie wirklich verdienen. Wenden sie sich doch an alle, die gern die fruchtbaren Zusammenhänge es religiösen Lebens mit andern Gebieten geistigen Lebens, den oralischen, sozialen, litterarischen zum Gegenstand ihrer Betrachtung achen. Gründliche Gelehrsamkeit und Quellenkenntnis, die freilich icht durch den offnen Apparat gelehrter Anmerkungen und litterarischer Notizen den Fluß der gewandten Darstellung stört, warmherzige und eistvolle Schreibart paaren sich in einer harmonischen Sammlung von Aufsätzen aus dem Kultur- und dem litterarischen Leben, die unter nander selbständig sind und doch des innern Zusammenhangs nicht ntbehren.

In „Luthers Thesen“ werden die Wurzeln des Protestantismus ffengelegt, des Protestantismus in seiner Freiheit und Ungebundenheit, n seinem konservativen und radikalen Zug, in seiner tief sittlichen Ader und seinem Verwachsensein mit den Ansprüchen des Gewissens. In den „Wiedertäufern“ erhalten wir ein geschichtlich fein durchdachtes und geistvoll ausgeführtes Bild der „Schmerzenskinder des sechzehnten Jahrhunderts“ das in unsrer Zeit religiös-sozialer Bewegungen von großem Interesse ist. „Paul Flemming“ wird als Dichter und Orient- ahrer in anziehenden Skizzen und Proben seiner Dichtkunst vorgeführt, ohne daß seine Fehler und Schwächen vergessen wären. „Angelus Silesius und Paulus Gerhardt“ werden in kritischem Doppelbild neben- einander gestellt und gewürdigt als Vertreter des siebzehnten Jahr- hunderts. „Zwei Fürstinnen im Reich der Liebe“ schildern das Ideal katholischer Frömmigkeit in Thüringens Landgräfin Elisabeth und daneben die echt evangelische Frauengestalt der englischen Quäkerin Elisabeth Fry. Hervorragendes Interesse erweckt insbesondre der Aufsatz über den „Propheten des Manchestertums,“ Adam Smith, in dem seine sittlichen und religiösen Anschauungen in ihrem Zusammenhang mit einen wirtschaftlichen Theorien geschildert und die über dem Werke vom „Wohlstand der Völker“ fast vergeßne Zwillingsschwester „Theorie der moralischen Empfindungen“ der Beachtung weiterer Kreise dankens- wert erschlossen wird. Den Schluß machen Aufsätze über „Christentum und Menschenwürde,“ „Gedanken über Toleranz“ und fesselnde „Skizzen aus dem religiösen Leben in Großbritannien.“ Gebildeten jeden Standes und Alters sei diese Sammlung angelegentlichst empfohlen! A

(Zu dem Artikel über die Sprache Kanaans) Philipp Nicolai n dem Liede „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ schrieb nicht (vgl. Nr. 8, Sp. 176):

Nach Dir — Ist mir — Makellose — Himmelsrose
Krank im Herzen — Von der Liebe selgen Schmerzen, —

sondern:

Nach Dir — Ist mir — Graciosa — Coeli Rosa
Krank und glimmet — Mein Herz, durch Liebe verwundet.

(Der Streit um Basel und die Brüdergemeine) In den Streit um die Verbalinspiration, der die Basler Missionsfreunde heftig bewegt, ist auch die Brüdergemeine hineingezogen worden. Wenn wir eine Andeutung in dem gleich zu nennenden Schriftchen recht verstehen, so haben Vertreter des (freiern) Kinzlerschen Standpunkts, der der offizielle der Basler Missionsanstalt ist, zu ihrer Rechtfertigung auf Herrnhut hingewiesen, als auf eine in den frommen Gemeinschaften wohlangesehene Instanz, die doch auch mit Basel in gleicher Verdammnis sei. Die

zwei Reiseprediger der Brüdergemeine in Württemberg haben daraufhin an die Unitäts-Aeltesten-Konferenz in Berthelsdorf berichtet, und das Antwortschreiben dieser Behörde an die Württemberger Brüder liegt nun im Druck vor: Offener Brief der Direktion der evangelischen Brüderkirche in Sachen der Kinzlerschen Schrift über Bibelkritik. 16 Seiten. Das Schriftchen kann gegen Einsendung des Portos für Drucksachen unentgeltlich von der Unitätsdirektion bezogen werden (durch Herrn Registrator E. Langerfeld in Berthelsdorf bei Herrnhut, Sachsen). Offen und rückhaltlos spricht sich das Schreiben über die thatsächliche Lage aus. „Es ist wahr, daß die Verbalinspiration bei uns in Gnadenfeld nicht gelehrt wird.“ „Wir sind alle in dieser Auffassung erzogen.“ Unter den jüngern Theologen giebt es manche, die jene „gläubige und gewissenhafte Unterwerfung unter die Schrift augenblicklich vermissen lassen,“ die selbstverständliches Gemeingut der Brüder ist. Man muß Geduld mit ihnen haben: „solche Geduld ist nicht vergebens.“ „Haltet fest an dem Grundsatz unsrer Gemeine: Glaube oder Unglaube scheidet sich nicht an dieser oder jener Lehre, sondern allein an der Person Christi, wie sie uns in der Schrift geoffenbart ist, und an der persönlichen Stellung zu ihm.“ Ein Kapitel des Schreibens beantwortet die Frage: „Welches Recht hat der Vorwurf, unsre Lehrer in Gnadenfeld seien alle Ritschlianer?“ „In Glaubenssachen ist es ebenso mißlich, andre zu richten als für sie einzustehen. . . . Die Leute, die gegen unsre Lehrer den Vorwurf des Ritschlianismus erheben, wissen gemeiniglich nicht recht, was sie damit meinen. . . . Nicht alles, was modern ist, ist auch ohne weiteres schlecht und ungläubig.“ U. s. w.

Es ist, wie wenn die Brüdergemeine in diesen Tagen kirchlicher Spannung und Zerrissenheit den Beruf lebhaft empfände, versöhnend und verbindend dazwischenzutreten. Dies beweisen die Mitteilungen aus der Brüder-Gemeine zur Förderung christlicher Gemeinschaft. Herausgegeben von der Direktion der deutschen Brüderunität. Diese Zeitschrift erscheint seit Januar dieses Jahres in monatlichen Heften von vier bis viereinhalb Bogen zum Preise von 5 Mk. jährlich. Das Januarheft wurde eröffnet mit einem warmen Friedensgruße, überschrieben: Die lebendige Gemeinschaft der Christen unter einander. Man lasse sich ein Probeheft kommen. Die Sprache ist ja eine andre, als wir sie pflegen, aber es ist die Sprache von Kreisen, die wir achten und lieben. Mögen die Blätter in diesen Kreisen viel Segen stiften. Es thut not in einer Zeit, wo so alte feste Bande sich lösen wollen, wie sie die Basler Missionsfreunde umschlossen.

Zur Litteratur über den Basler Streit tragen wir nach: Die heilige Schrift von Gottes Geist durchweht. Ein brüderliches Wort u. s. w. von Pfarrer Emanuel Preiswerk. Basel, R. Reich, 1895. 20 Pfge. R

(Moderne Legendenbildung) Die Märznummer der „Mitteilungen des Christlichen Kolportagevereins“ schreibt:

Solchen, die noch über die Tendenz des Blattes Die Christliche Welt im unklaren sind, glauben wir einen Dienst zu erweisen, indem wir ihnen einen jüngst daselbst vorgekommenen Satz mitteilen: „Los von Paulus! Er hat uns das dogmatische Christentum gebracht, einen Unsinn für unsre aufgeklärte Zeit.“

Wenn man uns diesen oder einen ähnlichen Satz in der Christlichen Welt nachweist, zahlen wir dem Christlichen Kolportageverein 100 Mark. Wenn man ihn uns nicht nachweist, so hat sich das „Organ des Vereins“ einer schändlichen Lüge schuldig gemacht. R

Erklärung der Redaktion

Der stets wachsende Zugang von Beiträgen hat zu einer so beängstigenden Anhäufung von Manuskripten geführt, daß wir uns zu folgender Erklärung entschließen müssen. Bis auf weiteres, voraussichtlich binnen Jahresfrist, werden keinerlei Aufsätze mehr angenommen, die im Druck mehr als drei Spalten füllen. Ausgenommen sind selbstverständlich Artikel über Tagesfragen von aktueller Bedeutung, sowie solche, deren Erscheinen mit dem Herausgeber bereits verabredet ist. Sobald wir in der Lage sind, wird mit Vergnügen Aufhebung der Sperre proklamirt werden.

D H

Der Quartalwechsel

steht nahe bevor. Wir bitten um ungesäumte Neubestellung und Gewinnung neuer Freunde. Nummer 14 wird als Probenummer abgegeben; auch kann jede andre Nummer, die gefällt und zur Werbung geeignet scheint, soweit der Vorrat reicht, zu diesem Zwecke unentgeltlich bezogen werden. Auch die Chronik der christlichen Welt, die übrigens im neuen Jahr einen erfreulichen Zuwachs an Abonnenten gewonnen hat, sei angelegentlich empfohlen.

D B　　　　D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 12 der ‚Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Die Freunde der Christlichen Welt in der Provinz Brandenburg

beabsichtigen ihre zweite vertrauliche Zusammenkunft **am 30. April** zu halten.

Programm
für die Feier der
Enthüllung des Lutherdenkmals
in Eisenach

Freitag, den 3. Mai 1895. Nachmittags 4 Uhr: Aufführung der H-Moll-Messe von Joh. Seb. Bach durch den hiesigen Musikverein unter Leitung des Professors Thureau; abends 7 Uhr: Einläuten des Festes; abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier im Tivoli. — Gesangsvorträge.

Sonnabend, den 4. Mai 1895. Vormittags 6 Uhr: Festgeläute; vormittags 9 Uhr: Festgottesdienst in der Georgenkirche. Festpredigt des Hofpredigers D. Rogge-Potsdam. Für Inhaber von Festkarten bleiben Sitzplätze bis nach Beginn des 2. Verses des Eingangsliedes reserviert. Vormittags 11 Uhr: Nach Beendigung des Festgottesdienstes: Festzug vom Markt nach dem Karlsplatz; Enthüllung des Denkmals; a) Gesang des Lutherliedes: Eine feste Burg u. s. w., b) Festrede des Vorsitzenden des Denkmalskomitees Archid. Kieser, c) Uebernahme des Denkmals durch die städtischen Behörden. Ansprache des Oberbürgermeisters Müller; nachmittags 2½ Uhr: Aufbruch nach der Wartburg. Sammelplatz Markt. Auf der Wartburg: a) Gesang, b) Festrede des Geh. Kirchenrats Domherrn Professor Dr. Fricke-Leipzig, c) Gesang; nachmittags 5 Uhr: Festmahl im Saale der Erholung.

Das Denkmalskomitee

Der Ausschuß der städtischen Behörden

Das Festkomitee

Wünsche wegen Besorgung von Wohnung wolle man bis zum 27. April an den Vorsitzenden des Wohnungsausschusses, Diakonus Trabert, Pfarrberg 2, richten.

Alle übrigen Anmeldungen werden unter der Adresse des Vorsitzenden des Denkmalskomitees, Archidiakonus Kieser, Obere Predigergasse 1, erbeten.

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben in Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wiese, L., D. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Eine Mitgabe an Konfirmirte. 3. Aufl. 2,75 Mk.

Kawerau, Musikdirektor. Choralbuch, vierstimmig gesetzt. 2. Aufl. 4,80 Mk.

— do. — Geistliche Volksliedermelodien. 80 Pfg.

Zu verkaufen

zu beigesetzten mäßigen Preisen:

Luthers sämtliche deutsche und lateinische Schriften. Erlanger Ausgabe. 108 Bde. 1826—86. Geb. . . . . für **136 Mk.**

Langes Bibelwerk. Altes und neues Testament. 36 Tle. in 13 Bdn. 1857—77. Hldr. statt 177.80 Mk. . . . . . . für **90 Mk.**

— do. 36 Tle. in 16 Bdn. Neueste Aufl. (nur Bd. 5 u. 19 in vorletzter Aufl.). 1866—93. Hfz. statt 177.20 Mk. . für **120 Mk.**

Starke, Synopsis. 8 voll. Lpz. 1745—59. Prachtexempl. in Schweinsleder . . . . für **70 Mk.**

Fürst, Librorum sacrorum Vet. Test. concordantiae hebr. et chald. Geb. . . . . für **50 Mk.**

Gesenius, novus thesaurus. Ed. II. 3 voll. 1829—58. Geb. statt 57 Mk. . . . . für **25 Mk.**

Tromius, Concordantiae graecae. 2 voll. Amstel. 1718. Hldrbde. m. T. Schönes unbeschn. Exempl. . . . . für **80 Mk.**

Ranke, Weltgeschichte. 9 Origbde. statt 184.50 Mk. . für **110 Mk.**

Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon. 5 Bde. 1867—80. Hfzbde. statt 150 Mk. . . . . für **75 Mk.**

Friedlaender, Sittengesch. Roms. 5 Aufl. 3 Bde. 1881. Hocheleg. rot Hlnbde. m. T. Sehr schönes Exempl. statt 44 Mk. für **30 Mk.**

Kunst für Alle, hrsg. v. Fr. Pecht. Jahrg. I—V. 1886—90. Orignlbde. Sehr schönes Exempl. . . . . für **60 Mk.**

Schlechtendahl-Hallier, Flora v. Deutschland. Neueste Aufl. 30 Bde. Eleg. Origbde. Sehr schönes Exempl. statt 269.50 Mk. für **150 Mk.**

Montesquieu, Oeuvres. Nouv. éd. 5 vols. in 4°. Paris 1788. Alte Kalbldrbde. Prachtexempl. . . . . für **21 Mk.**

Lagerkataloge gratis!

Alfred Lorentz

Antiquariat Leipzig Kurprinzstr. 10

Cand. theol. (2 Examen best.) sucht Stellung als Prädikant. Angeb. unter **J. 11** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Berlin W. 8.**

Ev. Geistliche und cand. theol. werden auf d. **Ornatgeschäft** (Talare, Baretts, Bäffchen, Ornatkoffer u. s. w.) **der Pastorwitwe J. Dilloo, Berlin, Dorotheenstr.** 24 aufmerksam gemacht. Empfehl. d. H. Hofpred. **Kritzinger,** Hindersinstr. 7; Anerkennungen von vielen Geistlichen. Gute Arb. mit Hilfe tücht. Facharbeiter, prompte Bedienung, gediegne Stoffe, billige Preise. Prosp. u. Stoffprob. gratis.

Soeben erschienen: **Antiquariats-Katalog 51** (Bibliotheca evang.-theol. V). **Hierin eine gr. Anzahl besserer theolog. Bücher zu billigen Preisen** (Biblioth. d. † Past. emer. Kornmann, Dresden), ca. 1700 Nrn.

v. Zahn & Jaensch, Antiquariat, Dresden, Schloßstr. 24.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 350.—an, von ℳ 80.—an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.

Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Zu verkaufen **Grenzboten,** letzte 9 Bände à 2.25 Mk. Angebote an die Exped. d. Christl. Welt.

Korbflaschen

zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae** **2c. Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.

Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Vorzügl. Konfirmationsgeschenke

Ahlfeld, Siehe, dein König kommt zu dir! Morgen- und Abendandachten. Aus den Predigten von D. Friedrich Ahlfeld, herausgeg. v. Heinrich Ahlfeld. 4. Aufl. In Leinw. geb. 9 Mk.

— — **Morgenandachten.** Aus den Predigten von D. Friedrich Ahlfeld, herausg. v. Heinrich Ahlfeld. Dritte Aufl. Brosch. 4 Mk., in Leinw. geb. 5 Mk., mit Goldschn. 5 Mk. 50 Pfge.

— — **Abendandachten.** Aus den Predigten von D. Friedrich Ahlfeld, herausg. v. Heinrich Ahlfeld. Dritte Aufl. Brosch. 4 Mk., in Leinw. geb. 5 Mk., mit Goldschn. 5 Mk. 50 Pfge.

Predigtwerke v. D. H. Hoffmann, Halle.

Die Bergpredigt des Herrn Jesu Christi. In 14 Predigten ausgelegt. 1 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 2 Mk. 40 Pfge.

Unterm Kreuz. Ein Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. Zweite verm. Aufl. 5 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 6 Mk. 60 Pfge.

Kreuz und Krone. Ein Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. Brosch. 5 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 6 Mk. 60 Pfge.

Eins ist not. Ein dritter Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. 1895. Brosch. 5 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 6 Mk. 60 Pfge.

Generalsuperintendent D. Dryander in Berlin.

Evangelische Predigten. I. Sammlung. 5. Aufl. 2 Mk. 50 Pfge., in Geschenkband 3 Mk.

— — II. Sammlung. Predigten über das christliche Leben. 3. Aufl. 2 Mk. 50 Pfge., in Geschenkband 3 Mk.

R. Mühlmanns Verlag (M. Grosse), Halle a. S.

Demnächst erscheint in meinem Verlage:

Die Geburt Christi

Kirchenoratorium von **Heinrich v. Herzogenberg.**

Leipzig. J. Rieter-Biedermann.

Hugo Rothers theol. Buchhandlung
(Martin Warneck)

Linkstraße 4 **Berlin W. 9** Linkstraße 4

Ankauf ganzer Bibliotheken sowie einzelner Werke gegen sofortige Zahlung.

Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn

Bereits in 2. Auflage ist soeben erschienen:

Zwischen den Zeilen
Dies und das für besinnliche Leute

von **Arthur Bonus**

brosch. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—.

Den Lesern und Freunden der „Christl. Welt" ist der Verfasser kein Unbekannter mehr, und daß seine sinnigen Betrachtungen auch bei andern Anklang gefunden haben, das beweist das Erscheinen einer neuen Auflage nach kaum 2 Monaten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von Velhagen & Klasing, Verlagsbuchhandlung in Bielefeld und von C. A. Schwetschke und Sohn, Verlagsbuchhandlung in Braunschweig.